

Unterwegs

DIE ZEITSCHRIFT

DER SAMARITERANSTALTEN

SAMARITERANSTALTEN

Nachhaltigkeit



Rainer Sturm / pixelio.de

Gastkommentar

Dr. Lieske Voget-Kleschin / Nachhaltigkeit in den Samariteranstalten?

Katharina von Bora-Haus

„Weggeschmissen wurde nichts“

Unterwegs mit...

... Thomas Gessing und Stephan Spohn

02 2017

Einblicke

TITELTHEMA

- 4 **Gastkommentar:**
Dr. Lieske Voget-Kleschin
„Nachhaltigkeit in den Samariteranstalten?“
- 6 **Christophorus-Werkstätten**
- 7 **Text in Leichter Sprache**
- 8 **Korczak-Schule**
- 10 **Katharina von Bora-Haus**
- 12 **Burgdorf-Schule**
- 14 **Aus den Bereichen**

MITTENDRIN – DIE BEWOHNERSEITEN

- 15 **Umweltschutz / Nachhaltigkeit**
- 17 **Kirchentag / Diverses**
- 19 **Aus den Bereichen: Lindenhof**
- 20 **Aus den Bereichen: Haus Lydia**
- 21 **Aus den Bereichen: ProDeMa**
- 22 **Buchvorstellung**
- 23 **Mitarbeitervertretung**
- 24 **Buchvorstellung**
- 25 **Wichern-Schule in Forst**
- 26 **So bunt ist unser Glaube**
- 27 **Glaubensbekenntnis heute**
- 28 **Gemeinnützige aufwind GmbH**

UNTERWEGS MIT...

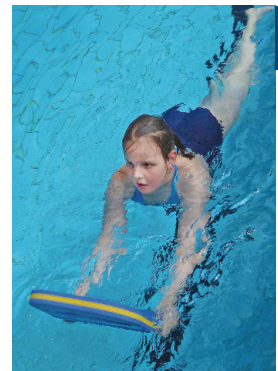
- 30 **... Thomas Gessing und Stephan Spohn**



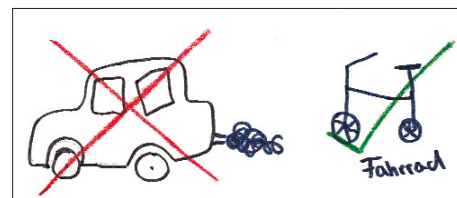
4



8



12



15



20



22



25

„Vorwärts immer – rückwärts nimmer“: 125 Jahre Samariteranstalten

Liebe Leserin, Lieber Leser,

Diesen Satz kenne ich noch aus ganz anderen Zusammenhängen! Bürgern der DDR, doch nicht nur ihnen, klingen diese Worte noch in den Ohren. Und bei vielen lösen sie Schmunzeln aus, Schmunzeln, das nicht unbedingt lustig ist. 2017 bestehen die Samariteranstalten 125 Jahre, haben sich in dem stetigen Bemühen, Barmherzigkeit wirklich werden zu lassen, immer weiter entwickelt. Ungezählte Kinder, Frauen und Männer haben hier ihr Zuhause gefunden. Bis zu unglaublichen 80 Lebensjahren! Ebenso ungezählt diejenigen, die hier der Barmherzigkeit in guten und schlechten Tagen ein Gesicht gegeben haben, fröhlich und traurig, lachend und ernst; mitunter für 25, 35, ja beinahe 40 Lebensjahren! Zahlen, die menschlicher Nachhaltigkeit Namen und Gesichter geben.

Jahreszahlen, verbunden mit Namen, mit Gesichtern, verdeutlichen Erinnerungen. Erinnerungen brauchen Nachhaltigkeit. Deshalb ist es mir sehr wichtig, in diesem „kleinen Jubiläumsjahr“ an die dunklen Jahre nationalsozialistischer Diktatur zu erinnern. Im gemeinsamen Aktionsbündnis in Fürstenwalde setzen wir wieder Stolpersteine. Erinnerung, rückwärts gewandter Blick ist notwendig, um sich in die Zukunft entwickeln zu können.

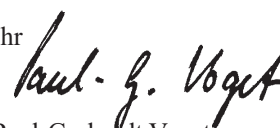
Wir Menschen brauchen persönliche Erinnerungen und Erfahrungen, um Zukunft zu gestalten. Beinahe fünfzig Erinnerungen und Erfahrungen haben wir zu einem Buch zusammengetragen, dass im Oktober vorgestellt wird. Gleichzeitig ist jede Ausgabe der „Unterwegs“ ein Brunnen alltäglicher Erfahrungen: Blättern Sie einmal in älteren Ausgaben, vor allem jedoch: Lesen Sie diese Ausgabe! Lebendige Nachhaltigkeit im Focus der „Kleinen Olympiade“, des Fußball-Cups, der Mitarbeitervertretung, des Gastkommentars, der Küche oder der Technik / Wirtschaft, des Glaubensbekenntnisses,

des besonderen Fahrrads aus Spenden finanziert, der Mülltrennung oder des Kirchentags und nicht zuletzt der „fernen Nächsten“ in Cochabamba.

Nachhaltigkeit ist persönlich, ist sachlich, ist ganz weit zu verstehen. Konkret in Erinnerungen, doch „rückwärts nimmer“, konkret in Planung „vorwärts immer“: deshalb ist auch diese „Unterwegs – Ausgabe“ anders. Nachhaltiger eben. Und: Auf einem Parkplatz haben wir jetzt eine erste Tankstelle für ein Elektrofahrzeug aufgestellt, sammeln Erfahrungen wie diese Technik die Samariteranstalten „vorwärts bringen“ kann.

Vielleicht haben Sie weitere Ideen, wie die Samariteranstalten der Barmherzigkeit Gesicht geben können, im Blick auf künftige Generationen, für Menschen, für Ressourcen, für den Dienst in der Schöpfung.

Ihr



Paul-Gerhardt Voget
Theologischer Vorstand



Nachhaltigkeit in den Samariteranstalten?

Die wohl bekannteste Definition nachhaltiger Entwicklung wurde 1987 von der Welt-Kommission für Umwelt und Entwicklung formuliert. Sie fasst nachhaltige Entwicklung als „Entwicklung, die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.“ (Hauff 1987, 43) Was könnte Nachhaltigkeit in diesem Sinne für die Samariteranstalten bedeuten?

Aus der Definition von Nachhaltigkeit ergibt sich erstens die Forderung, dass unser Handeln andere nicht schädigen soll. Wie aber schädigt unser Handeln andere Menschen?

Direkt schädigen tun wir Menschen, wenn wir sie schlecht behandeln, wenn wir sie daran hindern frei und selbstbestimmt zu leben. In Bezug auf die Samariteranstalten als Lebens- und Wohnort für Menschen berührt dies den Umgang mit den Bewohnern. Hier fällt die Nachhaltigkeitsforderung, andere nicht zu schädigen, mit dem Leitbild der Samariteranstalten, „Kinder, Jugendliche, Erwachsene und alte Menschen, [sowie] Menschen mit Behinderung“ sollten „frei und selbstbestimmt ihre unveräußerliche menschliche Würde lebendig gestalten zu können“ zusammen.

In Bezug auf die Samariteranstalten als Arbeitgeber berührt die Forderung, andere nicht zu schädigen den Umgang mit den Angestellten. Andere nicht zu schädigen bedeutet hier, die eigenen Mitarbeiter gut zu behandeln, sie anständig zu entlohnen, sie mitbestimmen zu lassen u.v.m.

Die Samariteranstalten sind aber auch Verbraucher (d.h. Konsumenten), etwa von Lebensmitteln. Hier bedeutet die Aufforderung, andere nicht zu schädigen beispielsweise, Lebensmittel zu kaufen, die unter menschenwürdigen Bedingungen erzeugt wurden. Möglichkeiten lie-

gen etwa darin, bestimmte Produkte wie Kaffee, Tee oder Schokolade aus fairem Handel zu erwerben. Überlegt werden kann aber auch, ob die Frage, wie Zulieferer (z.B. Lebensmittelproduzenten, aber auch die Produzenten von EDV oder Fahrzeugen die in den Samariteranstalten genutzt werden) ihre Angestellten behandeln ein Kriterium bei der Auswahl solcher Zulieferer darstellen könnte.

Schließlich kann unser Handeln andere nicht nur direkt schädigen. Eine weitere, indirekte Möglichkeit, andere heute und zukünftig lebende Menschen zu schädigen ergibt sich aus den negativen Umweltwirkungen unseres Handelns. Die Diskussion um Nachhaltigkeit basiert wesentlich auf der Einsicht, dass Menschen, um ihr Leben frei und selbstbestimmt gestalten zu können, bestimmte Umweltbedingungen brauchen – und dass diese Umweltbedingungen durch das Handeln von Menschen gefährdet sind. Negative Umweltauswirkungen zu verringern oder zu vermeiden ist nicht nur wichtig für die Umwelt. Es ist wichtig, damit Menschen heute und zukünftig (über)leben können!

Damit unser Handeln andere nicht schädigt ist es daher auch wichtig, die negativen Auswirkungen unseres Handelns auf die Umwelt so weit wie möglich einzudämmen. Diese Forderung spricht die Samariteranstalten vor allem in ihrer Rolle als Verbraucher an: inwiefern ist es den Samariteranstalten möglich, umwelt-

freundlichere Produkte zu verwenden oder Treibhausgasemissionen zu verringern? Das Interview mit Herrn Gessing und Herrn Spohn in diesem Heft zeigt, dass dieses Thema in den Samariteranstalten nicht neu ist – energiesparendes Verhalten in der Küche und auch die Investition in einen Elektro-Fuhrpark können als Engagement für Nachhaltigkeit angesehen werden.

Das Interview zeigt, dass sich beide, der Küchen- und der Fuhrparkchef weitere Fortschritte vorstellen können. Das Interview zeigt aber auch, dass sie mit diesen Vorstellungen an Grenzen stoßen. Eine wichtige Grenze besteht in den Kosten: sozial- und umweltverträglich erzeugte Produkte aber auch ein vernünftiger Umgang mit den eigenen Mitarbeitern kosten Geld. Allerdings – das zeigt das Beispiel Stromsparen – muss Nachhaltigkeit nicht immer teurer sein. Gerade das Einsparen von Ressourcen (Strom, Wasser, aber auch das Vermeiden von Müll, der ja kostenpflichtig entsorgt werden muss) können auch Geld einsparen. Im Sinne der Nachhaltigkeit könnte beispielsweise überlegt werden, ob ein Teil des auf solche Weise eingesparten Geldes für Investitionen in Nachhaltigkeit aufgewendet wird.

Eine zweite wichtige Grenze besteht im Willen, etwas zu verändern. So berichtet etwa Herr Spohn, dass Essensangebote, die auf weniger Fleisch setzen bei den Mitarbeitern und Bewohnern nicht im-

mer auf Begeisterung stoßen. An dieser Stelle lohnt es sich, noch einmal auf die Definition von Nachhaltigkeit zurück zu blicken. Nachhaltige Entwicklung wurde als Entwicklung beschrieben, die „den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.“ (Hauff 1987, 43) Nachhaltigkeit fordert also nicht nur, die Bedürfnisse der anderen (heute und zukünftig Lebenden) zu befriedigen. Genauso wichtig ist die Befriedigung unserer eigenen Bedürfnisse. Dass bedeutet einerseits, dass wir uns in unseren Bemühungen, den Bedürfnissen anderer gerecht zu werden, nicht aufreiben müssen. In Bezug auf die Samariteranstalten etwa: der Kauf von fair trade, regionaler oder Bio-Lebensmittel darf nicht dazu führen, dass sie die Pflege und Betreuung der Bewohner verschlechtert. Aber auch: die Forderung, die eigenen Bewohner möglichst gut zu versorgen darf nicht dazu führen, dass die Mitarbeiter ausgenutzt werden. Andererseits spricht die Definition von „Bedürfnissen“ – nicht von Wünschen oder Vorlieben. So weist Herr Gessing zu Recht darauf hin, dass es etwas anderes ist, Fahrten zu vermeiden, indem Urlaubsfahrten und Freizeitaktivitäten der Bewohner eingeschränkt werden, als wenn dies dadurch geschieht, dass Mitarbeiter den Weg vom Zentralgebäude zur Verwaltung zu Fuß oder mit dem Rad zurück legen. Dabei ist der wesentliche Unterschied nicht, dass einmal Bewohner und einmal Mitarbeiter „betroffen“ sind. Stattdessen besteht der Unterschied darin, dass im ersten Fall Bedürfnisse (nach anregender Freizeitgestaltung), im zweiten Fall aber eher Bequemlichkeit in Frage gestellt werden. Was als Bedürfnis und was eher als Bequemlichkeit zählt ist dabei selbst eine durchaus umstrittene Frage. Im Sinne der Nachhaltigkeit könnte aber zumindest überlegt werden, inwiefern Räume und Möglichkeiten geschaffen werden (können) in denen diskutiert wird, wie viel Fleisch, Sitzheizung oder Klimaanlage für die eigene Bedürfnisbefriedigung notwendig sind – oder eben nicht.

Zurückgreifen könnten solche Diskussionen auf das Leitbild der Samariteranstalten. Gemäß dieses Leitbildes sollten die Bewohner der Samariteranstalten „frei und selbstbestimmt ihre unveräußerliche menschliche Würde lebendig ge-

stalten [...] können“. Mir erscheint dies als eine treffende Konkretisierung des Bedürfnisbegriffs. Weiterhin vermute ich, dass in den Samariteranstalten schon viel darüber diskutiert wurde, was unter eine solche freie und selbstbestimmte Gestaltung menschlicher Würde fällt – und was nicht. Auf diese Diskussionen kann zurückgegriffen werden, wenn es gilt zu bestimmen, was als unbedingt zu befriedigendes Bedürfnis und was als verhandelbarer Wunsch oder als Vorliebe angesehen wird. Damit kann die Arbeit am und Diskussion über das Leitbild der Samariteranstalten auch für Diskussionen darüber, was Nachhaltigkeit in den Samariteranstalten heißt, heißen könnte oder heißen sollte fruchtbar gemacht werden. Darüber hinaus, könnte man überlegen, inwiefern diese Gedanken auch für den zivilgesellschaftlichen Diskurs darum, „was wir wirklich brauchen“ hilfreich sein könnten. Könnte hier etwa ein fruchtbarer Beitrag für Diskussionen um ein nachhaltige(re)s Fürstenwalde geleistet werden?

Eine dritte Grenze besteht schließlich in so genannten Zielkonflikten. Um etwa der Forderung, anderen nicht zu schaden, zu genügen, kommt es wie oben dargestellt sowohl darauf an, seine Bewohner als auch seine Mitarbeiter gut zu behandeln, sowie Produkte zu verwenden, die sozial- und umweltverträglich produziert wurden. Diese Ziele können jedoch im Widerspruch zueinander stehen. So kann etwa häufig ein bestimmtes Budget entweder dazu verwendet werden, teurere sozial- und umweltverträgliche Produkte zu kaufen, oder es kann für einen höheren Betreuungsschlüssel, und damit für die Bewohner, oder aber auch für eine bessere Bezahlung von Mitarbeitern eingesetzt werden. Nicht immer stehen diese verschiedenen Ziele im Konflikt. So kommt eine Verbesserung der Mitarbeiterzufriedenheit auch den Bewohnern zu Gute – und mit zufriedenen Bewohnern können sicher auch die Mitarbeiter besser umgehen. Wichtig ist jedoch im Kopf zu behalten, dass weil Nachhaltigkeit verschiedene Ziele umfasst, immer wieder Zielkonflikte auftreten können und werden. Dass solche Zielkonflikte auftreten, die nicht grundsätzlich sondern nur im Einzelfall und auch nicht immer für alle Beteiligten zufriedenstellend gelöst werden können, spricht nicht gegen Nachhaltigkeit. Es zeigt lediglich, dass Nachhaltigkeit kein Zustand ist, den wir

erreichen können. Stattdessen gilt für Nachhaltigkeit das, was im Leitbild der Samariteranstalten für Barmherzigkeit formuliert wird: sie ist keine Garantie, sondern Herausforderung und Verantwortung. Sie muss und will erarbeitet werden. Und sie wird hoffentlich irgendwann in den Samariteranstalten und auch anderswo - alltäglich.

■ Dr. Lieske Voget-Kleschin

Literatur

- Hauff, Volker (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Greven: Eggenkamp Verlag.
- Interview mit Herrn Gessing und Herrn Spohn in diesem Heft
- Internetseite der Samariteranstalten (abgerufen am 30.7.2017)

ZUR PERSON



Dr. Lieske Voget-Kleschin

Nach dem Studium „Landschaftsökologie und Naturschutz“ habe ich zunächst in der Politikberatung gearbeitet und dann in der Philosophie eine Doktorarbeit geschrieben. Heute beschäftige ich mich aus umweltethischer Perspektive mit nachhaltigen Lebensstilen, Agrar- und Ernährungsfragen.

Neben meinen Forschungsthemen selbst schätze ich an meiner Arbeit die spannenden Diskussionen mit Studierenden und die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Kollegen/innen aus dem Umwelt-, Agrar- und Ernährungsbereich sowie anderer Fachdisziplinen. Über meine akademische Arbeit hinaus bemühe ich mich, umwelt- und agrarethische Themen im Rahmen von Vorträgen, Workshops etc. auch in gesellschaftliche Debatten einzubringen.

Nachhaltigkeit

Thema zu unserem diesjährigen Samariterfest.

Wir reden nicht viel über Nachhaltigkeit, weil es für uns gelebte Erfahrungen und Überlieferungen aus mehreren Generationen unserer Vorfahren sind. Wir haben nach diesen Vorbildhaltungen eine Prägung erlangt, die uns immer beiwohnen wird. Jedoch im Laufe der Vielhaltigkeit von mehreren Generationen, hat die Entwicklung in unseren persönlichen Lebensbereichen und global gesehen, eine enorme Entwicklung genommen, von der wir Erleichterungen für unsere Lebensgestaltung erfahren durften. Unsere Wirtschaft hat durch Wissenschaft, Forschung und Technik eine sehr schnelle Entwicklung genommen. Wir vertrauen all diesen Dingen, die uns voran bringen. Dennoch, was ist mit unseren Ur-Instinkten? Sie waren wichtig, um zu überleben, Gefahren im Vorfeld zu erkennen. Sie sind es heute noch. Wir sollten öfter mal auf unser Bauchgefühl hören.

Über viele Jahre war es eine angenehme Bequemlichkeit, vielen Neuerungen nach zu geben, ohne an negative Folgen zu bedenken. Man war sich nicht bewusst, dass Umfang und temporäre Entwicklung so schnell ihre negative Nachhaltigkeit in Form von naturellen Schädigungen und Turbulenzen erlebbar machen und Teile unseres täglichen Lebens bestimmen.

Inzwischen sind wir Menschen, in unserem Denken und Handeln reifer geworden und zu einem bewussteren Handeln aufgebrochen. Viele kleine Dinge unseres täglichen Lebens verwenden wir jetzt öfter oder wir benutzen sie auch für andere Zwecke, d.h. Wiederverwertung. Auffallend und immer wieder abenteuerlich ist die Zunahme von kreativen Ideen. So habe ich z.B. beobachtet, wie hier bei uns in der Werkstatt aus leeren Kaffee-Kapseln Anhänger für Ketten gefertigt wurden. Eine ebenso gute Idee fand ich, aus Milchverpackungen Portemonnaies herzustellen. Beides ist individuell, zweckmäßig und in einem schönen Design. Wir besinnen uns wieder mehr auf uns. Ist das nicht auch nachhaltig? Irgendwo müssen wir es ja her haben, ge-

lernt haben, uns mit eigenen Ideen weiter zu bringen.

Auch geht man bewusster mit Rohstoffen um, man trennt sich von nicht verwertbaren Materialien. BIO und NATUR werden groß geschrieben, aber Achtung. In einer Form von Übereifer oder Überreaktion, dürfen wir nicht vergessen, Ernte und Nachzucht, müssen in einem ausgewogenen Verhältnis stehen, um es nachhaltig zu gestalten. Alles, was die Natur uns bietet, Garten, Landschaft, Forst und Bodenschätze, sollten wirklich nur mit größter Verantwortung, und nach tatsächlichem Bedarf, genutzt werden.

BIO kommt aus dem griechischen und heißt LEBEN! Vielleicht sollte man dem Überfluss an Konsum etwas kritischer begegnen, getreu dem Motto: Weniger ist mehr. Es gibt genug Menschen, oftmals die älteren, die gern, über dieses Thema, ins Gespräch kommen wollen. Die Erfahrung bei der Gestaltung ihres Lebens, mit wenig auszukommen und mit viel Phantasie zu improvisieren, lässt bei ihnen einen entspannten, selbstsicheren Gesichtsausdruck erkennen und Glanz in ihre Augen zaubern. Und wir erleben eine Nachhaltigkeit, weil wir etwas erfahren, gelernt haben, was uns bewegt.

Was ist das für ein Zauberwort, das uns ein Leben lang begleitet. Bewusst oder unbewusst, vermittelt oder selbst erlernt und bewußt erfahren.

Nach- drückt aus, dass Jemand Jemandem oder einer Sache folgt, nachgeht. Gibt an, dass etwas später als der genannte Zeitpunkt oder das genannte Geschehen passiert.

Halten- Wir halten etwas fest, nicht nur mit den Händen auch mit unserem Geist, mit unseren Gefühlen. Bewirkt, dass etwas in seiner Lage, seiner Stelle oder ähnlichem bleibt, Halt hat.

Also ist Nachhaltigkeit keine neue Erfindung. Unsere Biographie, unser Erbgut, Fähigkeiten wahrzunehmen und umzusetzen, all das sind Dinge, die uns nachhaltig handeln lassen. Soziale Kontakte,

familiär und gesellschaftlich, auf so viel unterschiedlichen Ebenen wie möglich. Das bildet unser Wesen, offen nicht isoliert. Und vor allem ist es immer ein Lernprozess, den wir auch weiter geben. Der größte Lernprozess ist jedoch Geben und Nehmen. So haben wir hier bei unserer täglichen Arbeit das Glück, dies jeden Tag zu erleben und zu vermitteln.

Unsere Teilnehmer bringen sehr viel mehr mit, als die Aussage: „Ich möchte hier arbeiten.“ Es ist Neugier, Ressourcen, die ihnen nicht bewusst sind oder überschätzt werden. Ein Wesen, das durch Biographie nachhaltig geprägt ist und eine eigene Normalität hervor gebracht hat. Was mich immer beeindruckt, ist diese einfache, infantile Logik. Sie erinnert mich an das Buch, „Der kleine Prinz“. Ich nutze dieses Medium Logik, das sich daraus hervor hebt, gerne in meiner Arbeit. Hier bin ich sicherer, dass die Verständigung besser funktioniert. Ich habe das Gefühl, in der Gegenseitigkeit unseres Handels, und der Verständigung, nicht an einander vorbei zu gehen. Wir begegnen uns auf Augenhöhe. Kurz gesagt, haben wir nicht nur Teilnehmer vor uns, sondern Förderer. Wir als Förderer haben einen wunderbaren Beruf, unsere Förderer zu fördern. Es ist immer ein langwieriger Prozess. Dennoch, es wird nachhaltig sein. Nichts ist so nachhaltig, wie Erlerntes und Erprobtes, wie Erfolg und Niederlage. Bildung ist der Grundstein für Nachhaltigkeit und Entwicklung. Unser persönliches, konstantes Handeln in Kleinigkeiten des täglichen Lebens ist nachhaltig. Nicht jeder Tag ist ein erfolgreicher Tag. Und doch ist es ein Tag mit Erfahrungen. Mit Erlebnissen, Erfolgen oder Niederlagen, mit Lachen oder traurig sein, mit Freundschaft oder Konflikt. Und so können wir weiter arbeiten, Erfolge nachhaltig festigen und Problemzonen intensiv fördern oder neue Ziele definieren.

Im nächsten Jahr werde ich die Christophorus-Werkstatt verlassen. Beim Schreiben dieses Artikels habe ich festgestellt, wie viel Nachhaltigkeit ich aus den Jahren meines beruflichen Lebens, hier bei den Samariteranstalten, mitnehme. Ich danke den Teilnehmern, dass sie mich mit ihren Forderungen oftmals bis ans Limit brachten. Auch dafür, dass ich etwas von ihnen bekommen habe, das so einfach und so ehrlich und schön war.

■ Sigrid Kahn

Nach-Haltigkeit

Nach-Haltigkeit ist das Thema zum Samariter-Fest 2017.

Was heißt Nach-Haltigkeit?

Nach-Haltigkeit sind zwei Wörter.

Das erste Wort heißt „Nach“.

Nach heißt, dass sich ein Mensch für einen anderen Mensch interessiert.

Nach heißt, dass ein Mensch sich für eine Sache interessiert.

Nach heißt, dass etwas später passieren kann.

Das zweite Wort heißt „Haltigkeit“.

„Haltigkeit“ kommt von Halten.

Halten bedeutet:

Ein Mensch hält etwas fest.

Ein Mensch kann viele Dinge fest halten.

Ein Mensch kann nicht nur mit den Händen fest halten.

Zum Beispiel kann ein Mensch:

Etwas in den Händen halten.

Etwas denken und den Gedanken halten.

Etwas fühlen und das Gefühl halten.

Also heißt Nach-Haltigkeit:

Alle Sachen soll man sorgfältig behandeln.

Man soll Sachen gut machen und dabei nach-denken.

Damit Sachen nicht kaputt gehen.

Damit Sachen lange halten.

Die Menschen reden nicht oft über Nach-Haltigkeit.

Die Menschen lernen von ihren Eltern oder Oma und Opa nach-haltig zu sein.

Durch viele neue Dinge haben wir heute ein leichteres Leben als früher.

Die Menschen früher mussten oft sehr sparen.

Die Menschen früher mussten gute Ideen haben, um zu sparen.

Die Menschen früher mussten gute Ideen haben, um neue Dinge zu erfinden.

Darüber erzählen alte Menschen gern.

Die alten Menschen sind stolz auf das was sie früher gemacht haben.

Wie leben wir heute Nach-Haltig?

Wir müssen sparsam mit allem umgehen.

Heute gibt es BIO.

Das heißt, dass es gesund ist.

Das heißt, dass es gut für die Umwelt ist.

Die Umwelt gibt uns viele Dinge.

Zum Beispiel gibt uns die Umwelt:

- Pflanzen
- Tiere
- Wälder
- Landschaften
- Wasser
- Boden-Schätze

Boden-Schätze sind wertvolle Stoffe in der Erde.

Wir müssen überlegen, wie wir diese Dinge verwenden.

Wir sollen nur das verwenden, was wir wirklich brauchen.

Oft nehmen Menschen viel mehr, als sie eigentlich brauchen.

Das ist nicht nach-haltig.

Nach-Haltigkeit kann aber auch was anderes sein!

Man kann auch nachhaltig sein wenn man lernt.

Man lernt für die Zukunft.

Zum Beispiel in der WfbM.

Hier lernen die Beschäftigten viele Dinge.

Die Mitarbeiter helfen den Beschäftigten.

Das macht den Mitarbeitern Spaß.

Das macht den Beschäftigten Spaß.

Dazu gibt es ein Sprichwort.

Das Sprichwort heißt:

„Nicht jeder Tag ist ein erfolgreicher Tag.

Und doch ist es ein Tag mit Erfahrungen.“

Das bedeutet, dass man jeden Tag etwas lernt.

Frau Kahn ist eine Mitarbeiterin in der WfbM.

Frau Kahn hat sich über das Thema Nach-Haltigkeit Gedanken gemacht.

Frau Kahn hört bald auf in der WfbM zu arbeiten.

Frau Kahn hat gern in der WfbM gearbeitet.

Frau Kahn sagt Danke zu allen Beschäftigten.

Danke für die schöne Zeit.

Danke für die schönen Aufgaben.

Danke für das, was sie in der WfbM gelernt hat.

Nachhaltigkeit in der Korczak-Schule

Im Januar 2017 lief in der Korczak-Schule in der Heilerziehungsklasse HEP 31/32 ein „Nachhaltigkeitsprojekt“, ausgehend von einer zusammengearbeiteten Mind Map an die Tafel arbeiteten Kleingruppen zu den folgenden Themen: Müll-Recycling, Begrünung, Materialeinsparung, Papier, Wärme-Heizung, Wasser, Licht, Strom.

Die Ergebnisse sind beeindruckend, sie sind konkret ausformuliert und als Schul-Projekte ausgeklügelt worden, so dass man sie wunderbar sofort umsetzen könnte, was die Korczak-Schule auch im Herbst mit einzelnen Vorschlägen plant.

Grundlage hierfür waren Strategien für eine nachhaltige Entwicklung (von der Bundeszentrale für Politische Bildung):
Effizienzstrategie: Die Ressourcenproduktivität, d.h. der Wirkungsgrad pro Rohstoff-Einheit, ist deutlich zu erhöhen bzw. der Stoff- und Energieverbrauch absolut zu senken. Beispiel: Energiesparlampen.

Konsenzstrategie: Die Stoff- und Energieströme sind qualitativ und quantitativ an die Regenerationsfähigkeit der Ökosysteme anzupassen. Beispiel: Nutzung von Wind- und Solarenergie.

Suffizienzstrategie: Die umwelt- und ressourcenbelasteten Praktiken sind einzuschränken bzw. durch weniger belastende Praktiken zu ersetzen. Beispiel: Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel.

Bildungsstrategie: Auseinandersetzung mit Nachhaltigkeit; Förderung eines

Nachhaltigkeitsbewusstseins; Zugang zu Informationen und deren Verarbeitung. Beispiel: Projekte an Schulen.

Außerdem mussten alle Schülerinnen und Schüler ihren eigenen ökologischen Fußabdruck berechnen und waren erstaunt, wie viele „Erden“ Sie für Ihren Lebensstil brauchen.

Die Schülerinnen und Schüler hatten in ihren Projekten folgende Ideen:

1) Unter dem Motto: „Sei ein Becherheld“ schlugen die Schüler Enrico, Daniel und Christin vor, dass ab sofort nur noch Mehrwegbecher benutzt werden, bzw. aus eigenen Tassen getrunken werden sollte und dazu Klassensätze von lustigen Bechern angeschafft werden, die zur jeweiligen Klasse passen (Maskottchen, selbstgemaltes Bild etc.). Parallel dazu soll Pfand auf Einwegbecher erhoben werden. Mehr unter: www.keepcup.com.

2) Unter dem Motto: „Leitungswasser trinken“ haben Diana, Marten und Max herausgefunden, dass Leitungswasser zu den bestkontrolliertesten Lebensmitteln

gehört und sich Gedanken gemacht, wie man dies für die Gesundheit der Korczak-Schülerinnen und -Schüler nutzen könnte. In der Regel werden während eines Schultages literweise mit Zucker versetzte Getränke verbraucht, dazu wird ein Konzern finanziert, der Wassergallonen herstellt und von dem ein Apparat im Foyer der Schule steht und Geld kostet. Will man Leitungswasser trinken, sagt die Gruppe, muss man zunächst das „Stagnationswasser“ ablaufen lassen (zum Blumengießen nutzen) und sollte zur Sicherheit gegen Rückstände in diesem Wasser einen Filteradapter direkt am Wasserhahn anbringen. Dieser „Wasserfilteradapter“ kann 380 Liter filtern und kostet pro Hahn 46.-Euro. Dazu sollte man automatisch sich selbst ausstellende Wasserhähne installieren, so kann es nicht zum unnötigen „Laufen“ der Hähne kommen. Auch sollte, zumindest, wenn ein Neubau geplant wird, eine Regenwassernutzungsanlage ins Auge gefasst werden, diese spart bis zu 50% des Trinkwasserverbrauchs, benutzt Regenwasser zum Waschen, zur Toilettenspülung und zum Pinselauswaschen. Mehr unter: www.trinkwasser-wissen.net.de

3) Ines, Dario, Richard und Marco haben an der Korczak-Schule einen hohen Anteil an Papierverbrauch ausgerechnet, dazu machen sie den Vorschlag, zukünftig nur Recyclingpapier mit dem „Blauen Engel“ anzuschaffen und dies dann aber massiv zugunsten anderer Methoden einzusparen. Sie schlugen vor, dass eher Power-Point als Wandzeitungen angefertigt werden sollten, Arbeits- und Infoblätter von den Lehrern auf die schulinterne Plattform Vcat hochgeladen und die Bearbeitung von Arbeitsblättern dann per Notebooks in den Klassen möglich

Das ist lebendig angewandter handlungsorientierter Projekt-Unterricht, Theorie wird auf einen praktischen Fall bezogen angewandt, aus der Idee wird ein Plan, aus dem Plan wird eine Tat.

sein sollte. So könnte man ihrer Meinung nach die Papiernutzung erheblich einschränken.

4) Mit der Begrünung des Gartengeländes hin zu einem Staudengarten beschäftigten sich die Schülerinnen Annett, Angelique, Astrid und Carmen. Sie schlagen zunächst die Anschaffung einer Regenwassertonne am Wasserfallrohr vor, dann ein Schulprojekt: „Anlage eines Staudengartens“, durch den jederzeit das Schulhaus und die Klassen durch schöne Schnittblumen geschmückt werden können. Hinter dem neuen Korczak-Gebäude (Atelier) wäre ein dafür geeigneter Ort. Auch kam von ihnen die Idee, das Dach des Ateliers zu begrünen. Sie haben dazu Fotos und Argumente zusammengetragen, eines ist, dass die Artenvielfalt (Biodiversität) durch einen Staudengarten viel mehr ermöglicht wird. Die Gruppe plant das konkrete Anlegen eines schuleigenen Hochbeetes, das in einer Projektwoche seinen Anfang nehmen soll. Die Vorteile solch einen Hochbeetes für die Schule und die Auszubildenden liegen auf der Hand: Gesunde Ernährung, Verbundenheit mit der Natur, ein praktisches, klassenübergreifendes Identifikationsprojekt.

Das ist lebendig angewandter handlungsorientierter Projekt-Unterricht, Theorie wird auf einen praktischen Fall bezogen angewandt, aus der Idee wird ein Plan, aus dem Plan wird eine Tat.

Das Projekt hat Spaß gemacht, man wird sehen, was nun die Umsetzung bringt. Dies waren nur einige Ideen einer einzigen Klasse, wie wäre es, wenn in allen Samariter-Einrichtungen, überall in den Wohngruppen und Arbeitsbereichen Nachhaltigkeitsprojekte in Gang kommen könnten? Das wäre doch toll, oder? Dafür gibt es oft zwar kein Geld, aber man kann einfallreich sein, z.B. ein 5000,- Euro-Projekt bei Aktion Mensch einreichen. Dazu möchte unsere Schule gern ermutigen! Unter dem obersten Ziel der Nachhaltigkeit, um unseren Kindern und Enkeln noch eine Zukunft zu ermöglichen, in der sie glücklich und zufrieden leben können.

Wenn Sie wissen möchten, welchen ökologischen Fußabdruck Sie haben, dann versuchen Sie folgen Adresse: www.fussabdruck.de.

■ Anja Röhl

Projekt Begrünung

Im Rahmen eines Schulgartenprojektes könnten für die Begrünung 3 Einsparungsmodelle zur Auswahl kommen: 1. Bepflanzung mit Stauden, 2. Hochbeet, 3. Schulgarten mit Gewächshaus

Unser Favorit ist die „Bepflanzung mit Stauden“ weil, dieses Projekt sich ohne hohen Aufwand und mit geringen Kosten umzusetzen lässt. Folgekosten für den Blumenkauf der Korczak-Vase werden minimiert und der ökologische Fußabdruck der Schule verbessert sich.

PRO: Leichte Umsetzung der Einsparung von Kosten für Blumen, nachhaltig, da Kosten für Transport und Verkauf der Blumen entfallen, Anschaffungskosten sind gering, Pflegeaufwand der Stauden ist gering, Artenvielfalt von Insekten und Vögeln im Umfeld der Schule könnte gesteigert werden, positive Lebens- und Lernraumatmosphäre schaffen, Schule hat ausreichen Freiflächen dafür.

CONTRA: Wer trägt die Pflegeverantwortung? Wie hoch sind anfallende Waskosten? Preis für Bodenanalyse unklar.

Machbarkeit

- Regenwassertonne am Fallrohr der Schule prüfen
- Schülerprojekt zur Anlage des Schul- oder Staudengartens
- Unterstützung durch Außenarbeitsgruppe der Samariteranstalten oder mit Schülern der Burgdorf-Schule im Rahmen des Sachkundeunterrichtes
- Geringer Einsatz von finanziellen Mitteln
- Gute Ausnutzung vorhandener Flächen Begründung der Entscheidung.

Die beiden anderen Projekte haben einen deutlich höheren Kostenanteil in der Anschaffung. Die Zeit für Anschaffung und Aufbau wäre deutlich höher.

Strategien

Bildung und Suffizienz, welche im Projekt Bepflanzung mit Stauden näher erläutert wird.

1.) Einsparmodell für das Nachhaltigkeitsprojekt „Bepflanzung von Stauden“

Zu einem Ritual der Korczak-Schule gehört es, dass frische Schnittblumen ihren Platz am Bild zu Ehren von Janusz Korczak finden. Die Räume der Schule könnten auch mit Blumen versehen werden. Hier würde ein Einsparmodell für das Nachhaltigkeitsprojekt „Bepflanzung von Stauden“ zum Tragen kommen. Durch den Anblick der selbst geernteten Blumen werden sicherlich einige Schüler und Lehrer positiv inspiriert. Blumen sind gut für die Seele und die Blütenfarben regen unser Inneres in einer besonderen Weise an. Als Blumenstrauß haben Pflanzen eine heilende Wirkung auf viele Menschen, allein durch ihre Schönheit (www.simplify.de/11.01.16). Wir denken, dass dies zu einer guten schulischen Motivation beiträgt und eine positive Lernraumatmosphäre schafft. Das Nachhaltigkeitsprojekt „Bepflanzen von Stauden“ können wir der Bildungsstrategie und der Suffizienzstrategie zuordnen. Die Schüler müssen sich mit dem Thema Nachhaltigkeit auseinandersetzen, dass Nachhaltigkeitsbewusstsein wird hiermit gefördert. Eine Kooperation zwischen verschiedenen Klassen wäre denkbar. Weiterhin müssen sich die Schüler einen Zugang zu Informationen schaffen, die Umwelt- und ressourcenbelastende Praktiken sind einzuschränken beziehungsweise durch weniger belastende Praktiken zu ersetzen.

■ Annett, Angelique, Astrid und Carmen





Frau Bolach



Herr Laube



Frau Teuchert



Frau Emmer

„Weggeschmissen wurde nichts“

Die Bewohner/innen Frau Bolach (89 Jahre), Frau Teuchert (96), Frau Emmer (95) und Herr Laube (88) aus dem Katharina von Bora-Haus beantworten Fragen von Ulrike Naumann, Ergotherapeutin, Heilpädagogin und Leiterin der sozialen Betreuung zu ihren Erfahrungen aus Zeiten des Mangels an Ressourcen.

Das Thema Umweltschutz ist heute sehr aktuell und zu einer Überlebensfrage der Menschheit geworden. Ihre Generation kennt noch einen nachhaltigeren Umgang mit Ressourcen. Heute werden viele Lebensmittel weggeworfen. In der Kriegs- und Nachkriegszeit haben Sie sehr schlechte Zeiten erlebt und bewältigt. Es gab nicht viel zu essen. Bestimmt kam niemand auf den Gedanken, Lebensmittelreste wegzuerwerfen.

Frau Bolach: Wir hatten gar nichts übrig (...). Alles war knapp. Am Anfang nach 1945 haben die Russen das Brot gebacken. Da war alles drin, aller Schmutz. Wir hatten Hunger. Dann haben wir Kartoffeln auf dem Feld gelesen und die Kartoffeln gerieben und auf der Platte gebacken – ohne Fett, ohne alles. Wir haben uns von Kartoffeln, Brot und Mehl ernährt. Wegwerfen, so wie heute, das gab es nicht! Es war nicht, dass man zu viel gekauft hat – da wurde gerechnet. Aber wir waren einfach gewöhnt, sparsam mit allem umzugehen. Durch die schwere Zeit hat man alles auch mehr geschätzt.

Frau Teuchert: Das Schlimmste nach dem Krieg war, als es nichts gab. Wir waren in der Tschechoslowakei und bekamen ganz wenig Lebensmittel auf Karten. Ein bisschen Zucker und ganz wenig Brot. Meine Schwester und ich waren aus der Stadt vertrieben worden und haben in einem kleinen Ort, am Waldrand, gewohnt. Wenn eine von uns zu früh Hun-

ger bekam, sagte man: „Ich geh in den Wald“. Dann haben wir Blaubeeren gegessen bis wir satt waren, das war im Sommer 1945 (...). Die Bürgermeisterin des Dorfes verkaufte uns jeden Abend Milch, manchmal ein paar Kartoffeln dazu. Sie hat mir auch mal ein paar Möhren für mein Baby geschenkt. Ich habe ihr dafür eine silberne Brosche gegeben. So haben wir uns durchgeschlagen. Später habe ich für die Bauern gestrickt und dafür Lebensmittel gekriegt. (...) Oder ich habe Holz gehackt und dafür ein warmes Mittagessen bekommen.

Frau Emmer: Wir hatten einen großen Garten und dort wurden Kartoffeln, Bohnen, Kohl, Tomaten und Mohrrüben angebaut. Mein Vater hat gearbeitet und meine Mutter hat den Garten in Schuss gehalten. Sie ist viel bei den Bauern zum Ernten helfen gegangen, hat für Leute gestrickt und hat dafür auch etwas gekriegt. Brot hat meine Mutter zu Hause selber gemacht. Sie hat den Teig dafür eingegrührt, in Form gebracht, auf ein großes Brett gelegt, das Brett auf das Fahrrad geschnallt und dann ist sie zum Bäcker gefahren, der das Brot gebacken hat. Unser Frühstücksbrot für die Schule war eine Butterstulle oder manchmal ein bisschen Käse. So dicke Scheiben wie jetzt haben wir nicht gehabt. Fleisch gab es unter der Woche nicht, es wurde mal Speck angebraten, aber Fleisch und Wurst gab es selten. Und wir haben auch

eigentlich nicht gemeckert. Wir mussten mit allem sparen, aber wir haben ja Sparen gelernt!

Herr Laube: Wir lebten nach unserer Flucht aus Posen in Havelberg und in Osterburg in der Altmark. Ich war ab dem 01.01.1945 beim Bauern angestellt. Drei Jahre musste ich in der Landwirtschaft arbeiten. Ich habe dort gelebt, gearbeitet und auch mein Essen gehabt. Die Knappheit mit Essen war dort nicht gegeben.

Nicht jeder hatte früher ein Auto. Sie sind bestimmt auch viel gelaufen.

Frau Bolach: Ich bin geflüchtet, 28 km, von meiner Heimat zu meinen Großeltern. Meine Mutter und ich sind nur gelaufen. Die Fahrräder waren alle kaputt. 28 km laufen – durch Feld, Wald und Wiesen, immer Angst, jemand kommt.

Frau Teuchert: Ich bin alles mit dem Rad gefahren. Ich habe mit 12 Jahren das Rad geschenkt bekommen (...) und ich war glücklich, dass ich es hatte.

Frau Emmer: Ich bin zur Arbeit mit einem alten Fahrrad gefahren. Und später hab ich mir in Fürstenwalde ein neues gekauft. Es war ein schönes Fahrrad, das hat sogar den Krieg überstanden (...).

Herr Laube: Wir sind nur gelaufen oder haben das Fahrrad genommen, was an-

deres gab es nicht. Später hatten wir auch ein Auto, das haben wir viel genutzt und auch gebraucht.

Unser hoher Energie- und Wasserverbrauch hat eine große Bedeutung für den Klimawandel. Wie oft wurde bei Ihnen gebadet oder geduscht? Wurden immer alle Zimmer geheizt?

Frau Bolach: Wir hatten Öfen in den Häusern. Holz und Kohle wurden angeliefert. Immer nur ein Raum wurde geheizt. Wir hatten kein Bad, aber eine Waschküche, da wurde der Kessel geheizt, damit wir warm Wasser hatten und einmal in der Woche baden konnten. Es gab keine Wasserleitung, wir haben täglich das Wasser aus unseren Brunnen geschöpft. Aber wir hatten ein eigenes Haus, das hatten andere nicht.

Frau Teuchert: Leitungswasser gab es, aber es wurde mit Kohle geheizt, auch der Badeofen. Einmal in der Woche war Badetag. Wir hatten einen großen Kachelofen im Wohnzimmer, dort wurde geheizt und die Küche, mehr ging nicht.

Frau Emmer: In der Waschküche war eine große Badewanne. Der Kessel wurde angeheizt, und wir konnten uns sauber machen. Im Winter haben wir uns auch in der Küche gewaschen.

Herr Laube: Wir hatten Glück. Wir haben im Diakonissenhaus in Posen gewohnt und hatten Heizung. Dort hatten wir keine Probleme mit der Heizerei, aber das war eben nur eine kurze Zeit, bis 1945, dann mussten wir raus (...). Später haben wir mit Kohle, Holz und Tannenzapfen geheizt, aber nur bestimmte Bereiche. Wir hatten auch eine Badewanne (...) und konnten mehrmals unter der Woche alleine duschen, denn ein Bekannter hatte uns die Wanne so umgebaut, dass wir dort duschen konnten. – Verdreckt sind wir jedenfalls nicht!

Heute werden viele defekte Geräte, Schuhe oder Haushaltsgegenstände nicht repariert, sondern gleich neu gekauft. Auch das war früher anders.

Frau Bolach: Wir hatten früher Kleidung für den Alltag und für ganz bestimmte Dinge, bei denen man schmutzig wurde, und die Sonntagskleidung – die wurde nicht immer angezogen (lacht). Und heute trägt man alles und wirft sehr viel weg. Unsere Kleidung wurde gepflegt und ich erinnere mich nicht, dass wir was

weggeworfen haben. Ich habe lange meine Sachen gehabt, die habe ich teilweise heute noch. Das wird wohl bei vielen alten Leuten der Fall sein. Damals war mein Onkel Schuster, der hat von meinem Vater die Stiefel umgearbeitet – für mich. Damit bin ich tanzen gegangen. Man war einfach zufrieden.

Frau Teuchert: Mein Vater hatte alles heil gemacht, auch bei unseren Verwandten. Ich habe Kleidung immer sehr lange getragen. Ich habe im Schaufenster immer auf den ersten Blick gesehen, was mir gefällt, das habe ich erworben und dann 30 Jahre getragen.

Frau Emmer: Meine Mutter hat für uns genäht, wir hatten eine alte Phoenix Nähmaschine.

Herr Laube: Weggeschmissen wurde nichts. Es wurde wieder ganz gemacht. Meine Mutter hat Strümpfe gestopft. Ich kann auch ein bisschen Strümpfe stopfen. Das hat mir meine Mutter beigebracht.

Auch wenn Deutschland zu den Ländern mit einer guten Mülltrennung gehört, sind wir im Verbrauch von Plastik ganz weit vorne. Eine große Rolle spielen dabei die Verpackungen beim Einkaufen. Was wurde früher im Laden eingepackt?

Frau Teuchert: Vieles war überhaupt nicht verpackt. Meine Mutti ging einkaufen und es gab mal irgendwelche Fische. Die Verkäuferin hat gefragt: „Haben Sie etwas zum Einpacken mit?“ Und meine Mutter sagt: „Nein, tut mir Leid.“ „Dann kann ich es Ihnen nicht geben, ich habe nichts zum Einpacken.“ Damals gab es Magermilch. Wenn ich zur Schule bin, ging ich mit zwei Milchkannen los, hab sie vor den Milchladen gestellt, weil der Laden noch zu war. Die Frauen haben mir die Kannen aufgefüllt und weggestellt. Ich bin mittags wieder hin, hab sie abgeholt und bin mit Schultasche und den Milchkannen wieder nach Hause marschiert.

Herr Laube: Da wurde irgendwie ein Beutel genommen und darin wurden z.B. die Kartoffeln gesammelt, wie es sich so ergeben hat. Im Laden war es normalerweise in Tüten und Papier verpackt. Der Müll ist jetzt mehr geworden, das nimmt ja überhand.

Vielen Dank für das Gespräch!

Ulrike Naumann

FAHRT IN DEN SPREEWALD



Am 06. Juli haben 13 Bewohner unseres Hauses mit fünf Mitarbeitern und zwei Angehörigen eine Fahrt nach Lübben in den Spreewald unternommen.

Das Wetter war richtig schön und besonders schön war auch, dass wir Rollstuhlfahrer mitkommen konnten. Denn der Kahnfährverein „Flottes Rudel“ hat den einzigen barrierefreien Spreewaldkahn und das Ein- und Aussteigen in den Kahn war deshalb kein Problem. So konnten wir alle auf unserer zweistündigen Rundfahrt die Stille der Landschaft genießen und uns an den interessanten Geschichten unseres Kahnfahrers erfreuen. Auch das schmackhafte und reichliche Mittagessen (oft wurde Fisch bestellt) haben wir sehr genossen.

Recht herzlich möchten wir uns bei uns begleitendem Personal und dem Ehepaar Frase, das uns sehr unterstützt hat, für diesen schönen Tag bedanken.

■ Ingrid Müller



Fünf Schülerinnen und Schüler der Burgdorf-Schule nahmen am Schwimmwettbewerb „Klein Olympia“ teil

Klein Olympia

Am 20. Mai war es wieder soweit. Mein Treptower Schwimmverein richtete erneut den Wettbewerb „Klein Olympia“ aus, an dem Kinder und Jugendliche aus vielen Berliner Sportclubs teilnehmen. Und wir mittendrin!

Grace, Yen, Marie, Iman und Nick waren voller Vorfreude, wir Lehrerinnen und Betreuer aufgeregt und schon gespannt. Dies traf natürlich auch auf die Eltern zu, denn wie immer ist es auch für sie ein besonderes Erlebnis, ihre – besonderen – Kinder inmitten der anderen zu sehen.

Wir haben lange für diesen Wettkampf geübt. Jedes Kind hat seine Stärken, Yen schwimmt sehr gut auf dem Rücken, Marie bevorzugt das Brustschwimmen. Nick beherrscht diese Lage auch, aber wie sich später zeigte, wollte er sein Können auch anders unter Beweis stellen. Iman liebt das Wasser, aber wozu muss man seine Arme bewegen, wenn es auch ohne geht? Gracie wird immer auf den Freistildistanzen gemeldet – denn da wird geschwommen, wie man es kann oder mag.

Jedes Kind darf zweimal an den Start gehen, für uns bedeutet es, einmal mit, einmal ohne Brett zu schwimmen. Doch zuvor wurden die Mannschaften vorgestellt, und wir – natürlich in den Burgdorf-Schule-T-Shirts – winkten fröhlich in die Runde. In der Halle waren ca. 200 Kinder und Betreuer, es war laut, es war voll, und es war warm. Yen, Iman, Marie und Grace waren auch im letzten Jahr dabei, und Nick wollte, dass es gleich so richtig losgeht. Aber wie es sich für einen richtigen Wettkampf gehört, wurden zunächst die Regeln erörtert, und es gab auch eine Mannschäftsleitersitzung. Hier gab ich den Hinweis, dass unsere Schüler vielleicht nicht immer regelkonform schwimmen werden, und manches an ihrem Verhalten ungewohnt sein könnte. Uns einte jedoch alle die Gewissheit, dass unsere Teilnahme der gelebte Beweis für eine erfolgreiche Inklusion ist.

Darauf können wir stolz sein, sind dem Verein dankbar für die Möglichkeit, hier teilnehmen zu dürfen.

Marie war als erste am Start. Sie war besonders aufgeregt, denn ihre Zielprämie war ein kleines Gummihertz in weiß. Damit stand Frau Gernand auf der anderen Seite des Beckens – Marie hatte also alles im Blick. Und sie ist ganz prima geschwommen – mit einem Lächeln. Später folgten dann Yen und Nick. Iman schwimmt besonders gern, wenn die Belohnung essbar ist. In diesem Fall hatte Wiebke, seine Betreuerin aus dem Haus Jona, ein köstliches Würstchen in der Hand, und nach dem Rennen verschwand es augenblicklich in seinem Mund. Und Gracie? Sie macht ja sonst gern ein Püschchen an der Leine, aber diesmal schwamm sie durch, auch weil die Organisatoren dafür gesorgt hatten, dass unsere Schüler immer auf den Randbahnen schwimmen konnten. So lief ich stets neben ihnen her, konnte bei Bedarf helfen und natürlich anfeuern.

Die Atmosphäre in der Halle ist einzigartig. Applaus bekommen alle Sportler, die Großen ebenso wie die Kleinen, die Langsamen ebenso wie die Schnellen. Zwischen den Läufen gab es die ersten Siegerehrungen, und Marie bekam als erste von uns ihre Goldmedaille, stolz stand sie auf dem Siegerpodest. Natürlich mit ihrem Herz, übersprudelnd vor Glück.

Aber da war ja noch eins, und die zweiten Strecken wurden aufgerufen. Jetzt redete Marie ununterbrochen, vergewisserte sich, ob Frau Gernand auch wirklich das andere, blaue Herz in der Hand hielt. Kurz vor dem Startsignal wollte sie noch wissen, ob auch Wasser im Becken sei. War es. Und so schwamm sie ihrer zweiten Medaille und dem zweiten Herz entgegen. Da machte es auch nichts, dass der Kopfsprung diesmal nicht gelang. Die Aufregung und die kurzzeitige Abwesenheit seiner Lehrerinnen machte sich inzwischen Iman zunutze. Er hatte natürlich längst die geöffnete Brotdose einer anderen Schwimmerin entdeckt, die wohl ebenfalls gerade im Wasser war. Also fix die Gelegenheit genutzt und einmal herzlich vom Brötchen abgebissen, ehe eine von uns zurück war!

Yen wurde schon auf die Startbrücke gerufen, als ihr einfiel, dass sie nochmal zur

Toilette musste. Aber auch diese Hürde konnten wir nehmen, die anderen warteten den Augenblick. Danach schwamm Yen ganz wunderbar ihre Rückendistanz, diesmal konnte sogar der Papa zuschauen. Sie winkte ihm und uns zu, die paar Sekunden mehr machten doch nichts!

Und dann startete Nick zu seinem 50m-Lauf. Seine Eltern fieberten ebenfalls am Beckenrand mit. Ich besprach mit Nick nochmal die Details: Kopfsprung, schwimmen auf dem Bauch, eine Bahn hin, eine zurück. Doch was machte er denn da? Gemeldet war er doch für das Brustschwimmen? Nick kraulte ganz wunderbar, und auch schnell. Nun, in diesem Fall gab es für den „Regelverstoß“ fünf Strafsekunden, aber sein Glück- und das seiner Eltern – war dennoch perfekt. Am Ende stand hier Platz 5 zu Buche, und der war aller Ehren wert.

Am Ende eines ereignisreichen Tages hatten alle Kinder aus dem Burgdorf-Schulteam mindestens eine Medaille, stolz wurden diese präsentiert. Wir alle waren geschafft, glücklich, und manch eine von uns oder den Eltern verdrückte eine Freudenträne. Und wir haben gezeigt, wieviel Freude es macht, zusammen mit anderen Sportlern an den Start zu gehen. Als unsere Fünf eine Wettkampfpause hatten und sprichwörtlich die Beine baumeln ließen, fragten mich zwei Mädchen, warum Gracie soviel mit den Händen wedelte, Marie mit ihren Herzen spielte und Iman etwas lauter war. Ich erklärte, dass unsere Kinder besonders sind, einige nicht sprechen können, andere Sprache nicht so gut verstehen, sie alle anders, eben behindert sind. Darauf erwiderten die Beiden, dass sie aber dennoch gut schwimmen können. Recht haben sie, und so einfach kann das Miteinander sein.

Es war für uns alle ein Tag, der sich richtig anfühlte. Nachhaltig wirkt er, und wir freuen uns schon auf „Klein Olympia“ 2018.

■ Anke Lüth



Konkret helfen!

kinder
not
hilfe



Mädchen vor Gewalt und Prostitution schützen
Das Schutzhaus „Infante“ in Cochabamba, Bolivien

Cochabamba – Infante – €-Cent

So stand es in der Ausgabe 2/2015,
es war schon das dritte Mal,
das wir über dieses Projekt berichtet haben.
Seit 2014 bitte ich um die Möglichkeit,
Cent-Beträge Ihres Gehaltes für dieses
Projekt zur Verfügung zu stellen.

Kurze zur Erinnerung: Bolivien ist ein sehr, sehr armes Land. Und was Armut bedeutet, sehen wir gerade täglich in den Nachrichten. In Bolivien, in der Stadt Cochabamba hilft die Kindernothilfe 107 Kindern und Jugendlichen für mindestens fünf Jahre. Sexuell missbrauchte Mädchen bekommen ein Zuhause.

Menschenhandel, in Bolivien an der Tagesordnung, heißt: Mädchen werden von der Straße weg entführt. Zur Zwangsprostitution gezwungen, oft in andere Länder verkauft. Leider stehen die Familien oft eher bei den Tätern als bei den Opfern! Und nicht nur die eigenen Familien, sondern auch Justiz, ja die Gesellschaft.

Infante bietet medizinische und psychologische Betreuung, begleitet in die Zukunft, bringt diese schlimme Situation in die bolivianische Öffentlichkeit mit Prävention und Aufklärung.

Seit dem sind in den Samariteranstalten neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hinzugekommen. Sie auch? Vielleicht hatten Sie noch nichts von Cochabamba Infante gehört. Oder schlicht immer wieder einmal vergessen, in der Personalabteilung Ihre Spende zu vermelden.

Ich bitte Sie sehr herzlich um Ihre Unterstützung, Ihre C-Beträge für die Kinder, vor allem für die jungen Mädchen und Frauen in Cochabamba! Danke!

■ Paul-Gerhardt Voget

VON UNS GEGANGEN SIND

im Katharina von Bora-Haus

Annemarie Gollmert (80)
am 23. Mai 2017

Hedwig Krüger (92)
am 23. Mai 2017

Helga Doletzky (82)
am 06. Juni 2017

Ingeborg Ulmann (94)
am 15. Juli 2017

Gottfried Mager (91)
am 21. Juli 2017

Herta Schulz (90)
am 28. Juli 2017

Elsbeth Strienitz (94)
am 01. August 2017

im Erwachsenenwohnbereich

Karl-Heinz Müller (81)
am 27. Juni 2017

im Kinderwohnbereich

Seyyed Mohammad Hosseini (14)
am 25. Mai 2017

unsere langjährige Mitarbeiterin
Gudrun Gläser (61) am 29. Mai 2017



die Bewohner-Seiten

Samariiterfest 2017

Umweltschutz / Nachhaltigkeit



Plakat von Christin Ruhland

+ Flüsse und Seen haben
sauberes Wasser
+ die Luft riecht gut
+ es liegt kein Müll rum
+ jeder räumt seinen Müll weg
+ Tiere und Pflanzen sind
gesund.

Text „gesunde Umwelt“ von Günter Hausmann,
André Triebisch und Holger Köbsch

Der Müll gehört in die entsprechenden
Container, z.B. Papier etc in die
Papiertonne, gelber Sack (gehört
Plaste, Aluminium),
schwarze Tonne gehört Müll/
Restmüll.
Richtige Mülltrennung
ist wichtig der Umwelt
zu liebe!

Text „Mülltrennung“ von Günter Hausmann und Holger Köbsch



Ausmalbild von Renate Petzold

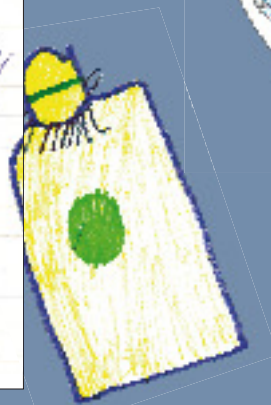


Bild „gelber Sack“ von Günter Hausmann

Was ist Nachhaltigkeit?

Es geht darum, dass wir Menschen uns so verhalten sollen, dass alle Menschen auf der Erde gut leben können und die Erde auch für weitere Generationen noch lebenswert ist. Dazu gehört, dass wir mit den Schätzen der Erde fürsorglich umgehen – also Luft, Wasser und Boden sauber halten und Pflanzen und Tiere schützen sollen.

Wie sieht eine gesunde Umwelt aus?

Für mich sieht eine gesunde Umwelt so aus, dass der Mensch darauf achtet, dass nicht so viel Müll produziert wird, der dann beispielsweise im Meer landet oder anderweitig die Umwelt schädigt. Außerdem sollte vermieden werden mit dem Auto zu fahren, da die Abgase der Umwelt sowie dem Menschen schaden. Das gleiche gilt auch für Flugzeuge. In einer gesunden Umwelt nehmen wir Rücksicht auf andere und gehen sparsam mit den Schätzen der Erde um.

Wie kann ich zum Umweltschutz beitragen?

- Fahrgemeinschaften bilden oder mit dem Fahrrad fahren
- Wasser nicht ewig laufen lassen
- Regenwasser auffangen und damit die Blumen gießen
- nicht überall Licht und andere Geräte anlassen und somit Strom sparen

Text „Nachhaltigkeit“ von Anneliese Patyna

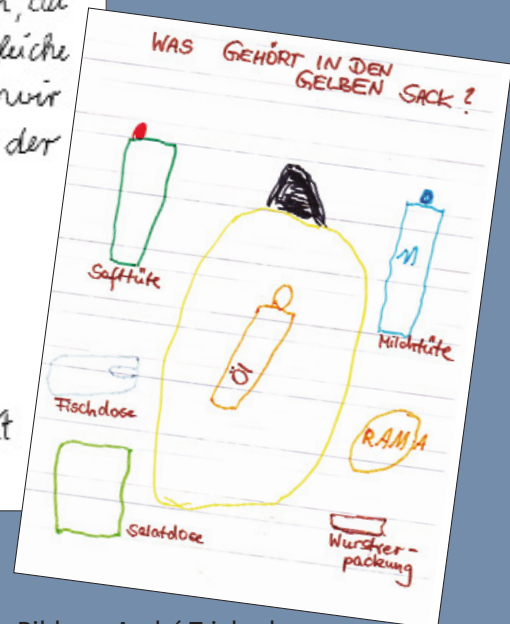


Bild von André Triebisch

Ich schreibe über den Umweltschutz. Alte Bäume muß man fällen, und da für neue Bäume pflanzen, um die Wälder zu schützen. Ich alte die Wälder sauber in dem keinen Müll liegen lassen. So außer dem treibe ich den Müll, dass dieser wieder verwandelt werden kann. Die Speisereste kommen auf den Komposthaufen. Da mit sie andere anpflanzen als Dünger dienen können. Da durch wird der Lebensraum der Tiere erhalten.

Text „Umweltschutz“ von Ilse Prüfer

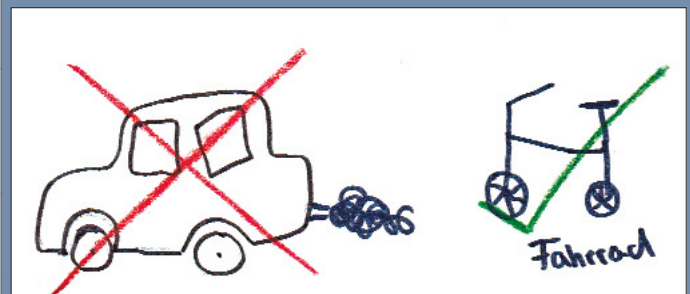


Bild von Günter Kaufmann

Ich Mülltrennen wichtig!
Ich versuche im Waldweg
Sahrei und Plastik zu trennen. Auch
zu trennen. Außer Bionüll im und auf dem
Kannost getucht. Das alles hilft die Welt zu schützen
zu und zu verstehen!

Text „Mülltrennung“ von Waltraud Diehr

Kirchentag

Der Kirchentag
in Dresden 2017 da wird
viel gesungen und da kommen
auch sehr viele Leute. Und in Weissenberg
gibt es auch ein Kirchentag.
Und sehr viele Leute fahren mit dem
Regionalexpress, 5, 4, 3 von Berlin
Hauptbahnhof. Denn Kirchentag gibt es
überall. Zum Kirchentag ist es ganz
schön voll. Das ist immer ein Sonntag.

Text von Alexander Teske

Die Kirchentage 2017

Martin Luther 500 Jahre alt.

Der Kirchentag war in Berlin, es waren Menschen aus allen Ländern
gekommen. Am Brandenburger Tor, da war sehr viel los.

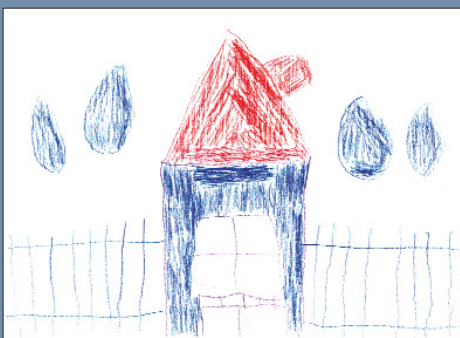
Aus Amerika kam auch der ehemalige Präsident Obama, er war
auch beim Kirchentag dabei mit Angela Merkel?

Es war sehr schön. Das Wetter, hat auch mit gespielt.

Und ich freue mich schon auf den kommenden Kirchentag!

Text von Martina Lupitz

Diverses



HERR HOPF MUSS
LERNEN DAS
ZIMMER JEDEN
TAG SAUBER
ZU HALTEN
BITTE!
KEIN MÜLLER
WENIGER MÜLLER

Text von Henry Hopf

Wir haben dieses Jahr schon
zweimal gegrillt, einmal zum
Herrentag und Pfingstamtag.
Herr Triebisch war immer der
Grillmeister, was er super machte.
Es hat uns viel Spass gemacht,
wir saßen bei guter Musik
im Garten.

Text „Grillen“ von Günter Hausmann und André Triebisch

Unsere Betreuer, Eltern, ~~GA~~
Geschwister und Freunde kommen,
Wir ~~KK~~ trinken Kaffee und
erzählen. Am Abend wird
gegrillt, Nach dem Essen
wird getanzt.

Text „Angehörigentreffen“ von Holger Köbsch,
Günter Hausmann und André Triebisch

Es waren viele Besucher da,
Wir haben viel getanzt und gelacht.
Es war ein schöner Abend in Berlin.
Zur nächsten Discob im Oktober,
fahren wir wieder mit.

Text „Single-Party“ von Holger Köbsch und Günter Hausmann



Bild von Christina Gläser

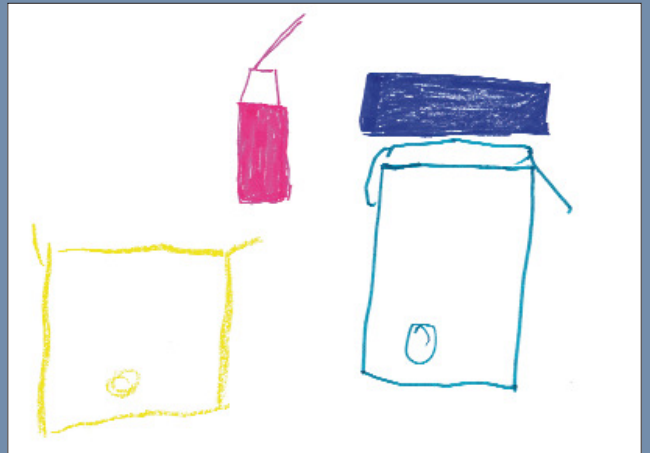


Bild „Verpackungen“ von Margarete Rammelfanger



Bild von Henry Hopf

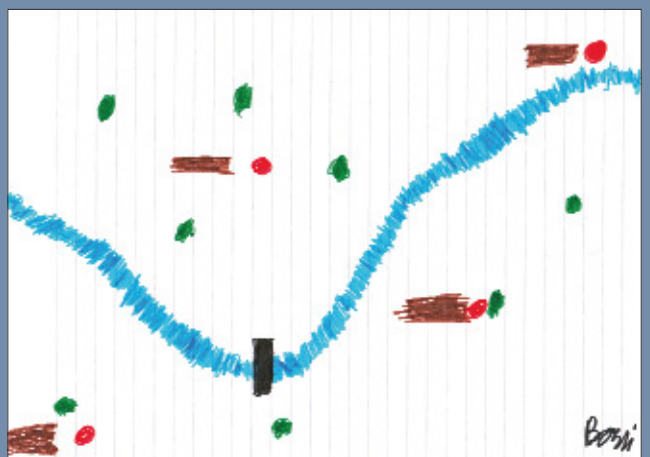


Bild von Sebastian Fischer

Helmut wurde
am 3. April geboren
und starb, dem Ludwig-Hausen
Dort ist er am 16. Juni 2017
gestorben er wurde 87
Jahre alt

Text „Helmut Kohl“ von Günter Kaufmann

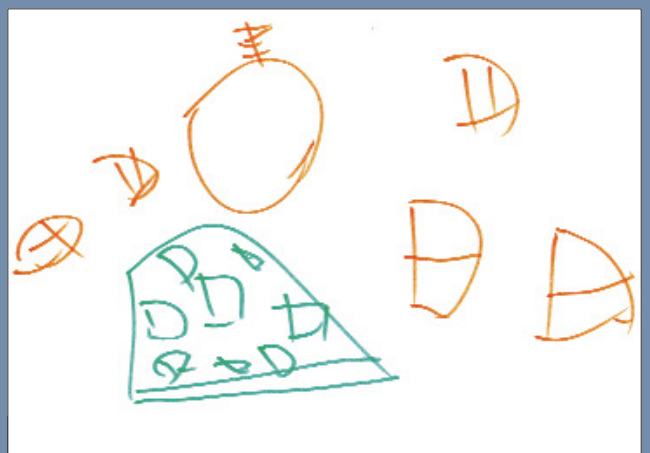


Bild „Müllentsorgung“ von Thomas Kitzerow

Radeln ohne Alter

Ausflugsfahrten mit der Fahrradrikscha entwickeln sich gerade zum absoluten Hit der Freizeitwünsche der BewohnerInnen im Lindenhof

Es ist wohl zweifellos das schönste und beglückendste Gefühl per (Reise)Rad die kleine oder große Welt zu entdecken. Alles was man(n) braucht, passt in 4 Packtaschen und los geht's. Morgens zeitig aufs Rad und der noch junge Tag hält an jeder Ecke etwas Neues, etwas Schönes bereit; den Geruch von Linden, das strahlende Gelb des Rapsfeldes, laue und friskühle Ecken an einem Fluss oder der aufgeheizte Kiefernwald im Hochsommer. Mittlerweile ist es 11:00 Uhr, der Tacho zeigt die 50 gefahrene Kilometer, ausgiebige Pause in einer Landbäckerei, einmal von allem. Weiter geht's, da ist hier noch das kleine Kirchlein und dort der Handwerkermarkt, leider kein Platz für die Töpferkunst, und außerdem alles viel zu schwer. 16:00 Uhr, der Tacho wird dreistellig, ab jetzt die Kür. Soweit ein paar persönliche Eindrücke meiner Lieblingsfreizeit/-urlaubsbeschäftigung.

Im August letzten Jahres begegnete mir auf einer Radtour ein merkwürdiges Gefährt, ein bisschen wie ein Lastenrad, aber dann doch eher eine Rikscha. Hinten der Fahrer und davor, fast schon thronend, eine betagte Dame mit Hut, beide im angeregten Gespräch. Elegant und gar nicht langsam kurvte das Gefährt durch die wuselige Kopenhagener Innenstadt. Ich war sofort begeistert, begeistert von der, wie ich dann später erfuhr, Idee des „Cycling uden alter“ (Radeln ohne Alter). In der Meldahls Smedie im Bezirk Christiania werden die Rikschas komplettiert und man kann alle Modelle ausgiebig testen und probefahren. Warum kommen so viele gute Ideen (der Behinderten- oder Altenhilfe) ausgerechnet aus Skandinavien, frage ich mich immer wieder?

Vor fünf Jahren fuhr Ole Kassow mit einer Rikscha bei einem Kopenhagener Altenheim vor und lud eine Bewohnerin zu einer Ausfahrt ein. Damit hat der Däne eine Lawine ins Rollen gebracht. Am nächsten Tag rief der Leiter der Einrichtung bei ihm an: 50 weitere Bewohner wünschten sich eine Rikschaftfahrt mit Kassow – der Grundstein für das Projekt

„Cykling uden alder“ (Radfahren ohne Alter).

Kassow fährt leidenschaftlich gerne Fahrrad. Für den 48-Jährigen ist Radfahren selbstverständlich, er denkt nicht darüber nach. Als er 2012 morgens in Kopenhagen zur Arbeit radelte, sah er in einem Park einen Rentner auf einer Bank sitzen. Zwei Wochen sah er ihn dort jeden Morgen seine Zeitung lesen – offensichtlich zufrieden, die Sonne genießend, neben sich den Rollator. Der Mann konnte nicht mehr aufs Rad steigen, das wurde Kassow plötzlich bewusst. Ebenso, dass er selbst in dieser Situation das Radfahren schrecklich vermissen würde. So entstand die Idee, eine Rikscha zu mieten und Senioren zu einer Ausfahrt einzuladen. Im ersten Jahr fuhr Kassow regelmäßig in dem Altenheim vor und holte Bewohner zur kostenlosen Rikschaftfahrt ab. Jeweils zwei Personen passten in das Fahrzeug. Die Alten genossen die Ausfahrten mit dem Fahrtwind im Gesicht. Sie, die in der Regel sonst überall mit dem Auto hinchaufgeführt wurden, erlebten die Natur und die Stadt wieder viel intensiver.

Nach einem Jahr war die Nachfrage der Bewohner/innen so groß, dass Kassow bei der Stadtverwaltung um Unterstützung bat. Mittlerweile hat die Stadt Kopenhagen rund 50 Rikschas angeschafft, die regelmäßig mit ehrenamtlichen Fahrern im Einsatz sind. Nicht nur das. Cycling without age ist eine internationale Bewegung geworden: In Europa, Asien und Amerika gibt es Nachahmer, etwa in Oslo, Zürich oder mittlerweile auch im Lindenhof in Beeskow.

Nun sind es im Lindenhof nicht Senioren/innen, die früher selbst Rad gefahren sind, die Begeisterung, ohne eine abschirmende Windschutzscheibe die Natur wahrzunehmen, ist aber deshalb nicht geringer. Es brauchte nicht wirklich viel Überzeugungsarbeit, um den Vorstand mit dieser schönen Idee zu „infizieren“, im Gegenteil, ich hatte fast das Gefühl offene Türen einzurennen. Ich sage an dieser Stelle gerne ein ganz großes und herzliches Dankeschön an allen Spendern, die den Bewohner/innen der Samariteranstalten einmal oder immer wieder mal kleine oder größere Beträge zukommen lassen, jetzt kennen Sie ein schönes Projekt etwas genauer.

■ Volkmar Bley

www.radelnohnealter.de





die Gastgeber, „Team Lydia“



„Bethesda Kicker“



die Champions, „EmRoMa Destroyer“



„Vorwärts Wilhelminenhof“

4. Lydia-Cup 2017

Ein rasantes Turnier bei dem es nur Gewinner gab.

Am Samstag den 29.07. fand zum 4. Mal der Lydia-Cup in Lindenberg statt. Von Emotionen begleitet waren alle Spiele voller Energie und Kampfesgeist. Keine der Mannschaften wollte sich den Pokal durch die Finger gehen lassen.

In diesem Jahr traten vier ehrgeizige und hoch motivierte Mannschaften an. Die „kleinen“ aus dem Haus Bethesda, die „Bethesda Kickers“, zeigten eindrucksvoll, dass man auch in jungen Jahren virtuos mit dem Ball umgehen kann. Das „Team Lydia“, vertreten durch Herrn Linde, zeigte beachtlich, was Kampfgeist und Durchhaltevermögen heißt. „Vorwärts Wilhelminenhof“ glänzte mit Teamgeist und unendlichem Kampfesgeist. Der Wilhelminenhof zeigte eindrucksvoll, dass man nicht unbedingt laufen können muss, um guten Fußball zu spielen. Die „alten“ Champions, die „EmRoMa Destroyer“ trugen ihrem Namen alle Ehre. Sie zeigten mit Ehrgeiz und gnadenloser Kampfeslust, wieso der Pokal im letzten Jahr so wohlverdient war.

Um 10 Uhr startet pünktlich das große Turnier. In der ersten Runde spielten alle Mannschaften gegeneinander. Es waren 8 Spiele, die spannender nicht hätten sein können. Alle Spieler gaben alles! Es wurde hart gekämpft und fair gewonnen. Die Fans unterstützten ihre Teams vom Feldrand und jubelten was das Zeug hielt. Es gab ausreichend zu Essen und zu Trinken.

In der Vorrunde kristallisierten sich schon Favoriten heraus, die mit sauberer Technik und Können überzeugten. Die „EmRoMa Destroyer“ und „Vorwärts Wilhelminenhof“ glänzten in allen Spielen mit Paradedflanken und sicheren Angriffen. Dadurch war fast jede Chance auch ein Treffer.

So standen dann am Ende die Finalisten fest. Ein furioses Finale, das an Emotionen alles zu bieten hatte, was es gab. Die „EmRoMa Destroyer“ und „Vorwärts Wilhelminenhof“ schenkten sich nichts. Ein Duell der Giganten, auf Weltmeisterniveau. Nach einem spannenden Spiel stand es endlich 2:2, so dass das große Finale in die Verlängerung gehen musste. In der Nachspielzeit von 2 Minuten gab es einen spektakulären Countdown. Am Ende schlugen die „EmRoMa-Destroyer“ „Vorwärts Wilhelminenhof“ mit 4:2.

Somit sind die alten Meister, wohlverdient, auch die neuen Meister. HERZLICHEN GLÜCKWUNSCH!

Im Turnier wurden die Spiele begleitet durch ein kleines Mitarbeiterturnier. Hier traten Mitarbeiter der Häuser EmRoMa, Bethesda, Wilhelminenhof und Haus Lydia an. Per KO-Verfahren schieden die Mannschaften nach und nach aus. Im Finale der Mitarbeiter traten Haus Lydia gegen den Wilhelminenhof an.

Ein spannendes Finale, in dem alle Spieler ihr Können zeigen konnten. Am Ende unterlag der Wilhelminenhof nur ganz knapp dem Haus Lydia. Die Mitarbeiter des Haus Lydia gewannen mit 4:1 und sind somit die Meister der Mitarbeiterliga.

Um dem Kampfgeist aller Mitspieler gerecht zu werden, gibt es im nächsten Jahr nicht nur für den Champion einen Pokal. Im nächsten Turnier bekommen alle teilnehmenden Mannschaften einen Pokal.

Auf diesem Wege möchten wir uns noch einmal bei allen Spielern und allen Fans für den tollen Tag und dieses spektakuläre Turnier bedanken.

■ Mario Stein

Wir ziehen Bilanz

Ein Jahr intensive Schulung der Mitarbeiter, was bleibt da unterm Strich übrig.

Wir haben seit Dezember 2015 bis Januar 2017 alle Mitarbeiter des Bereiches Wohnen für Erwachsene im professionellen Deeskalationsmanagement (ProDeMa) geschult. Alle Kollegen des Bereiches nahmen an einer Weiterbildung über 3 Tage (insgesamt 24 Stunden) teil. In der Alten Schule in Beeskow haben wir als Deeskalationstrainer die Kollegen, meist teamweise, den professionellen Umgang mit Gewalt und Aggression geschult. Die drei Tage sind sehr schnell vergangen, es gab viele neue Eindrücke und kreative Ideen. Es fand ein Austausch statt und einige Strukturen und Regeln wurden kritisch hinterfragt.

Jeder von uns kennt die Situation. Wieder in seinem Bereich findet sich keine Zeit oder keine Möglichkeit für die ganzen kreativen Ideen und Eindrücke, diese umzusetzen. Dazu kommt, dass man, nach drei Tagen intensiven Input, vielleicht auch das ein oder andere vergisst. Aus diesem Grunde haben wir als Deeskalationstrainer schon im Schulungs- und Implementierungskonzept verankert, dass alle Kollegen, die an der Dreitages-schulung teil genommen haben, pro Jahr ein Tag zum Refreshing gehen. An diesem Tag tauschen wir uns über die Umsetzung von ProDeMa im Wohnbereich aus. Wir beleuchten gut umgesetzte Dinge und unterhalten uns über Probleme in der Umsetzung. Die Mitarbeiter haben die Möglichkeiten, theoretische Grundlagen noch einmal zu erfragen. Zu jedem Refreshing werden individuelle Körperinterventionstechniken wiederholt

und aktualisiert. So haben alle Mitarbeiter die Möglichkeit, sich den Inhalt der Weiterbildung ins Gedächtnis zu rufen und bestehende Probleme mit Kollegen aus anderen Bereichen zu besprechen und neue Ideen mit in den Wohnbereich zu nehmen.

Ziel soll es sein, ProDeMa als festen Bestandteil in die Arbeit einfließen zu lassen. Denn jeder Mitarbeiter hat das Recht, unversehrt seine Arbeit verrichten zu können. Genauso hat jeder Bewohner ebenfalls das Recht, auf Augenhöhe betreut und in seinem Sinne begleitet zu werden.

Somit haben wir uns unterhalten, wie nachhaltig ProDeMa tatsächlich ist. Wie sieht die Umsetzung in der Praxis aus? Wer profitiert davon? Wo gibt es Stolpersteine? In der Grafik kann man die zusammengetragenen Punkte erkennen. Hier sind die Vorteile und der Nutzen für die Bewohner, die Mitarbeiter und den Bereich Wohnen für Erwachsene abgebildet, erarbeitet von den Mitarbeitern, die zum Refreshing in der Alten Schule waren.

Um das Paket ProDeMa zu vervollständigen und abzurunden, ist in diesem Jahr noch ein neuer Kurs „Neurodeeskalation“ etabliert worden. In diesem beleuchten wir die Funktionsweise des Gehirns und die daraus resultierenden Folgen für unsere Arbeit. Im nächsten Jahr wird die ProDeMa-Reihe um einen weiteren Kurs, kollegiale Erstberatung nach traumatischen Erlebnissen, erweitert und angeboten. Hier lernen die Mitarbeiter, Kollegen nach Akuterlebnissen zu begleiten und zu unterstützen.

■ Mario Stein/Volkmar Bley

DABEI GEWESEN



Saisonaufaktspiel des FSV Union Fürstenwalde

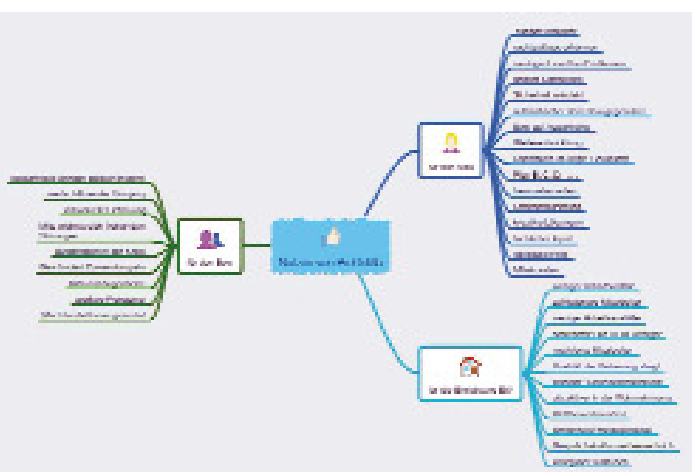
Der letzte Julisonntag war für vier fußballverrückte Bewohner des Katharina von Bora-Hauses ein besonderer Tag: Zum ersten Mal waren sie beim Spiel des FSV Union Fürstenwalde (Regionalliga Nordost) dabei. Bei strahlendem Sonnenschein ging es mit dem Kleinbus zur Bonava-Arena (Friesenstadion), wo wir vom Fanbeauftragten des Vereins begrüßt und tatkräftig unterstützt wurden. Man fühlte sich gleich willkommen, an der Kasse waren schnell die Tickets gekauft und schon ging es für unsere Bewohner, davon zwei Rollstuhlfahrer, durch den Spielertunnel ins Stadion.

Wir hatten eine tolle Aussicht auf das Spielfeld und konnten das Spiel rundum gut versorgt verfolgen. Die Atmosphäre im Stadion mit fast 400 Zuschauern war etwas Besonderes! Das Spiel gegen den Berliner AK war wirklich spannend, leider hieß es am Ende nur 2:2. Wir hätten uns einen Sieg „unserer“ Mannschaft gewünscht, doch leider wollte der Elfmeter in der Nachspielzeit nicht ins Tor.

Ein weiterer Höhepunkt war das Abklatschen am Spielfeldrand mit den Spielern nach dem Schlusspfeiff, über diese sehr nette Geste freuten wir uns sehr!

Abgesehen vom Spielergebnis waren wir uns einig, es war ein gelungener Sonntagsausflug und ist auf jeden Fall eine Wiederholung wert.

■ Janine Richter und Stephan Kühnert



Natascha Wodin – Geboren in Mariupol

... wurde zur Leipziger Messe mit dem Buchpreis in der Sparte Belletristik ausgezeichnet.

Neugierig wurde ich durch die Rezensionen, auch, weil ich in einem Artikel zum Buch mit der Aussage konfrontiert wurde, was wir denn über das Schicksal der Zwangsarbeiter, die millionenfach für Nazideutschland tätig waren, wüssten.

Ich wusste nichts. Aber warum? Das Schicksal vieler Verfolgter, von Juden, Homosexuellen, Sowjetsoldaten, von Kommunisten, von Kriminellen oder Kindern in den Konzentrationslagern, in ihren Verstecken oder auf ihrer Flucht ist dokumentiert, es gibt Zeitzeugen, die davon berichtet haben. Aber was wurde aus den vielen Zwangsarbeitern? Aus den Franzosen, Belgiern, Polen oder den Russen und Ukrainern? Millionen, deren Schicksal im Ungewissen lag.

1944 arbeiteten ca. sechs (es gibt unterschiedliche Schätzungen, sie bewegen sich zwischen 6-26 Mio.) Millionen Zwangsarbeiter für deutsche Konzerne, in der Landwirtschaft, davon mehr als die Hälfte Frauen. Die meisten von ihnen kamen aus der damaligen Sowjetunion und Polen. Sie waren besonderen Repressalien ausgesetzt, durften ihre Lager nur mit besonderer Genehmigung verlassen, mussten Kennzeichen wie zum Beispiel <Ost> tragen. Doch was wurde aus ihnen nach dem Ende des Krieges?

Natascha Wodin geht in ihrem Buch dieser Frage nach, ist sie davon doch persönlich betroffen. Ihr Buch ist kein Roman, aber auch keine Biographie im herkömmlichen Sinne. Wodin schreibt über ihre Mutter, welche 1920 in Mariupol, einer kleinen Stadt in der Ukraine geboren wurde.

Lange Zeit wusste Natascha nichts über das Schicksal ihrer Mutter, die sich elf Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieges mit gerade 36 Jahren das Leben nahm. Zu diesem Zeitpunkt waren ihre beiden Töchter zehn und vier Jahre alt, die Familie lebte nördlich von Nürnberg in einer „Siedlung für heimatlose Ausländer“.

Das Familienerbe von Natascha Wodin bestand aus der ehemaligen Arbeitskarte des Vaters, der Heiratsurkunde ihrer Eltern, aus drei Fotos und einer Ikone. Mehr hatte sie nicht, als sie eines Tages den Namen ihrer Mutter in eine russische Suchmaschine eingab, nicht damit rechnend, dass es einen Treffer geben könnte. Doch diesmal kam eine Antwort von einem ihr bis dato völlig Unbekannten: Konstantin aus Tscherepowez in Russland. Er arbeitete als Ingenieur in einem Stahlwerk und betätigte sich in seiner Freizeit als Genealoge, als Ahnenforscher.

Konstantin suchte unermüdlich und öffnete Frau Wodin auf diese Weise den Zugang zu den noch lebenden Mitgliedern ihrer Familie, knüpfte wirklich zarte Bande für eine Frau, die sonst nach eigenen Angaben immer auf der Flucht war und stets nur weg wollte.

Auf diese Weise konnte Natascha Wodin vieles über den Leidensweg ihrer Mutter erfahren. So, dass sie im Alter von 23 Jahren gemeinsam mit ihrem Mann zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert wurde und für den Flick-Konzern in Leipzig arbeiten musste. Seit Oktober 1941 war Mariupol besetzt, innerhalb kürzester Zeit wurden 8000 jüdische Bewohner ermordet. Zunächst erfolgte das Rekrutieren von Zwangsarbeitern auf Freiwilligenbasis, ihnen wurde das Paradies in Nazideutschland versprochen. So gab es anfangs viele Menschen, die tatsächlich freiwillig nach Deutschland führen, als Mindestalter galten zwölf Jahre, später dann musste man zehn sein. Ab dem Sommer 1942 galt ein zweijähriger Pflichtdienst im „Reich“.

Nataschas Eltern wurden von Odessa zunächst nach Rumänien geschickt, von dort ging es in den Rüstungsbetrieb nach Leipzig, wo Kriegsflugzeuge montiert wurden. Die Überlebensstrategie hieß: Bloß nicht auffallen. Es gab pro Woche sechs Reichsmark, zum Vergleich sei hier der damalige Preis für einen Laib Brot

genannt: 10 RM.

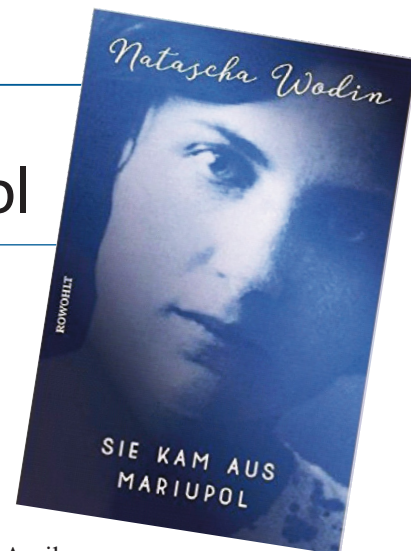
Leipzig wurde im April 1945 von den Amerikanern befreit. Zuvor hatten die Alliierten auf Jalta eine Zwangsrepatriierung beschlossen, d.h., alle ehemaligen Zwangsarbeiter mussten Deutschland in ihre alte Heimat verlassen. Ausnahmen galten für Balten, Weißrussen und Ukrainer, die vorher auf polnischem Staatsgebiet gelebt hatten. Das würde später noch einmal wichtig für Natascha Wodins Eltern werden.

Diese trauten sich nicht zurück in ihre Heimat, in der Stalins Macht andauerte. Für ihn waren die Zwangsarbeiter Vaterlandsverräter oder Kollaborateure, viele wurden erschossen oder verschwanden in den Lagern Sibiriens. Andere fristeten ein erbärmliches Leben in Hunger, bekamen keine Arbeit, viele Frauen galten als Huren.

Nachdem die Amerikaner Sachsen verlassen hatten, kamen die Russen, und erneut flüchteten die Wodins, aus Angst vor den o.g. Repressalien verschlug es sie nach Nürnberg. Dabei hatten sie Glück, dass ihnen ein Amerikaner bei der Registrierung half, er schrieb, obwohl die Dokumente anderes aussagten, Krakau als Geburtsort in die Papiere, damit durften sie in Deutschland bleiben, galten als „displaced persons“ (am besten als Personen ohne Heimat zu übersetzen).

Natascha wurde im Dezember 1945 geboren. Ihre Eltern versuchten lange Zeit, nach Amerika auszuwandern. Dieses Vorhaben glückte nicht. So lebte die Familie einige Jahre in einem Lager für Heimatlose, Nataschas Vater versuchte erst, seine Familie mit einer Hühnerfarm zu ernähren, später sang er in einem weltbekannten Kosakenchor, war jedoch nur selten Zuhause.

Natascha kommt zur Schule, ist immer eine Außenseiterin, die „Russin“. Ihre



Mutter hat zu diesem Zeitpunkt schon schwerste Depressionen, leidet unter Einsamkeit, vermisst ihre Familie, kommt nie wirklich an. 1952 wird noch eine Tochter geboren, die Symptome verschlechtern sich weiter. In diesem Jahr zieht die Familie in eine für „displaced persons“ errichtete Siedlung in eine Provinzstadt am Tor zur Fränkischen Schweiz, die Mutter beschreibt diese als Ghetto, trotz des Komforts wie Wasser, Strom und Bad. Wieder leben die Wodins isoliert, die Deutschen nannten die Siedlung abfällig „Häuser“, Natascha fand kaum Kontakt zu einheimischen Kindern, ihre Freunde waren ebenso verloren wie sie, staaten- und heimatlos.

Stalins Tod im Jahre 1953 ließ noch einmal Hoffnung aufkeimen. Vielleicht war eine Rückkehr in die Heimat doch möglich?

Natascha Wodins Mutter schafft es nicht, dem Kreislauf aus Angst, Schermtut und Hoffnungslosigkeit zu entkommen. „...es war, als würde sie erfrieren, als würde ihr Körper schrumpfen...“. Am 10. Oktober 1956 ertränkt sie sich in einem Flüsschen, ihren Mantel und die Schuhe hatte sie akkurat am Ufer abgelegt. Zurück blieben Natascha und ihre erst vierjährige Schwester.

Wieviel persönliches Leid verbirgt sich hinter Geschichtszahlen? Unendlich viele Kinder kämpfen um ihr Erbe, ich meine das nicht im materiellen Sinn. Generationen von Kriegskindern und -enkeln tragen das Schicksal ihrer Eltern und Großeltern auf den eigenen Schultern, die Autorin Sabine Bode hat darüber viele lesenswerte Bücher geschrieben.

Betroffen war ich, als ich mich in Vorbereitung auf diesen Text mit dem Thema Entschädigung für ehemalige Zwangsarbeiter auseinandersetzte. Erst im Mai 2015 beschloss die Bundesregierung, die noch Lebenden von ihnen in ganz Europa mit insgesamt 10 Millionen Euro zu entschädigen. Eine für mich deutlich zu geringe Summe, weiß ich doch, dass vor allem die Gruppe der Kriegsveteranen, ehemaligen Zwangsarbeiter und Frauen in der ehemaligen Sowjetunion oft am Existenzminimum lebt.

Die ehemaligen und zum Teil heute noch existierenden Konzerne zahlen nichts.

■ Anke Lüth

Nachhaltigkeit

Während der Redaktionsitzung zu dieser Ausgabe mit dem Thema „Nachhaltigkeit“ sprachen wir über die vielen Facetten, die der Begriff in sich birgt. Was heißt Nachhaltigkeit für uns als Einrichtung, für die Samariteranstalten als Arbeitgeber, für Sie als Arbeitnehmer, für die Mitarbeitervertretung als Interessenvertretung der Mitarbeiterschaft? Was können wir als Mitarbeitervertretung zum Thema Nachhaltigkeit beitragen?

Eine große Möglichkeit bietet der Bereich Gesundheitsfürsorge, Gesundheitsvorsorge. Seit Beginn des Jahres 2015 widmen wir uns intensiv diesem großen Bereich, der für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gleichermaßen wichtig ist, egal an welchem Arbeitsplatz sie oder er beschäftigt ist. Mit der Durchführung des 1. Gesundheitstages im April 2015 haben wir diesbezüglich – in Zusammenarbeit mit dem Vorstand – Neuland und einen neuen Bereich der Nachhaltigkeit betreten. Gemeint ist die Möglichkeit, verschiedene Angebote zur Gesundheitsvorsorge an so einem Tag wahrzunehmen. Dabei ist es jeder Mitarbeiterin, jeden Mitarbeiter freigestellt, welches Angebot sie bzw. er für sich nutzt. Das kann in Form einer Massage sein, die aktive Betätigung beim Zumba, Rückensport oder anderen Angebote.

Für Sie als Mitarbeiterin und Mitarbeiter sind diese Angebote kostenfrei. Ihr Einsatz ist die Zeit, die Sie hierfür investieren.

An dieser Stelle kommt das große Thema Selbstwirksamkeit zum Tragen. Das heißt, Sie als Mitarbeiterin, als Mitarbeiter dürfen, können und sollen selbst aktiv werden, indem Sie die Angebote an den jeweiligen Gesundheitstagen rege nutzen, um sich etwas Gutes zu tun. Auf diese Weise tragen Sie selbst zu Ihrer körperlichen und seelischen Gesundheit bei, was sich positiv auf Ihren beruflichen und privaten Alltag auswirkt. Des Weiteren bietet so ein Gesundheitstag die Möglichkeit, verschiedene Angebote unverbindlich auszuprobieren, ohne sich vertraglich zu binden.

Wir als Mitarbeitervertretung und der Vorstand können lediglich die Voraussetzungen dafür schaffen.

Wenn Sie anschließend mit einem guten Gefühl nach Hause gehen, dann haben wir unser Ziel erreicht und freuen uns auf Ihre Teilnahme am nächsten Gesundheitstag. Dieser ist bereits in Planung und wird am 13. Oktober 2017 stattfinden.

■ Gerd Gesche

Die blaue Bluse

Wer knüpft die Fäden, die zu dem Netzwerk führen, in dem Menschen geborgen, gefesselt oder „eingebunden“ sind?

Natalja hatte eine hellblaue Bluse an, als die Deutschen im Sommer 1941 nach Smolensk kamen. Es war der Tag ihrer Schulabschlussfeier. Sie wurde „weggeschleppt“. Wie eine Herde Vieh kam sie mit hundertfünfzig Mädchen nach Mecklenburg. Der Baronin, eine Dame in Lederstiefeln, fiel die blaue Bluse auf, die Natalja unterwegs frisch gewaschen hatte. Natalja erschien ihr „sauber“ und intelligent. Sie brauche keine Trampel für die Feldarbeit. So kam Natalja auf einen schlossartigen Gutshof nach Machandel, einem abgelegenen Dorf bei Malchin. Sie hieß dort „Die Russin“.

1985 kommt Clara das erste Mal nach Machandel. In 13 Kapiteln erzählt Clara in dem Roman von Regina Scheer (Machandel, Knaus-Verlag, 2014, 6. Auflage) aus ihrer Sicht, was in einem abgelegenen Dorf an Verknüpfungen zu Tage kommt, wenn eine Erzählung die Fülle der Fäden aufnimmt. In 4 Kapiteln erzählt Natalja. Auch zwei Männer, Hans und Herbert, tragen in 6 Kapiteln Erzählstoff bei. Emma berichtet unter den Überschriften „Das achte Kind“ und „Trauben und Salz“.

Hans Langner, Claras Vater, ist oder war Kommunist. Er entkam dem „Todesmarsch“ der KZ-Häftlinge von Sachsenhausen und geriet todkrank nach Machandel. Natalja versteckte ihn. Er lernt Johanna, die seine Frau wird, kennen. Johanna und Hans wird 1946 „im Schloss von Machandel“ ein Sohn geboren. Er heißt Jan. Hans wird 1950 in der DDR Minister für Arbeit. Jan bekommt 1960 in Berlin eine Schwester, Clara. Er fotografiert 1968 den „Prager Frühling“, wird verhaftet, muss sich in der Produktion von Glühlampen „bewähren“. 1985 reist er aus der DDR aus. Vor seiner Ausreise fährt er mit Clara und ihrer Familie nach Machandel. Die bauen sich dort eine verfallene Kate als Sommerquartier

aus. Clara und ihr Ehemann Michael haben Kontakt mit dem Evangelischen Friedenskreis Pankow.

Dieses Buch erschöpft sich nicht in Zeitzeugnissen, die „die ganze Last unserer Vergangenheit“ wach halten. Das geschieht schon. Und zwar in einer Erzählform weitab von den Einöden des Geschichtsunterrichts. Nichts findet kein Interesse. Weil es nach 1945 Zeiten gab, in denen sich keiner, so heißt es in dem Buch, für Erinnerungen interessierte, erzählt Regina Scheer besonders innig, keineswegs vordergründig. Personen treten aus dem Halbdunkel und dem Anschein, den sie sich selber geben.

Marlene versorgt in Machandel ihre sieben Geschwister. Sie befreundet sich mit Natalja. Stüwe, Stallarbeiter und Aufseher der Kriegsgefangenen, bedrängt Marlene und bezichtigt sie mangelnder Erbgesundheit, als sie sich wehrt. Sie kommt 1944 in einer Klinik zu Tode.

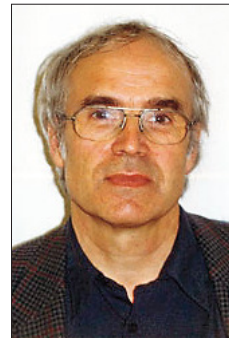
Johanna, die Mutter von Jan und Clara, Ehefrau des DDR Ex-Ministers, wird alkoholkrank und stirbt 1994 unglücklich. Machandel ist nicht nur ein Kuhdorf am Rand der Welt, in dem sich eine ganz eigene Zivilisation ereignet. Dort trafen Menschen aufeinander, die unterschiedlicher nicht sein können.

Nicht aus dem Sinn geht mir Natalja. Die Russin geht nicht nach Smolensk zurück. Natalja ist nach meinem Eindruck die „Seele“ von Machandel. Ohne ihre schöne blaue Bluse wäre sie nicht ins „Schloss“, sondern wahrscheinlich in eine Munitionsfabrik gekommen. Machandel wäre, finde ich, ohne sie armseiliger. Sie bekam im Jahr nach dem

Kriegsende ein Kind. Der Vater ist Grigori, ein Kriegsgefangener. Das Kind heißt Lena. Lena wird in Machandel „die Stumme“ genannt. Lena lernt Bibliothekarin und fuhr mit dem Bücherbus, solange sich das lohnte, über die Dörfer. „Machandel“, Clara ist dem auf der Spur, ist eigentlich ein Strauch mit vielen verschiedenen Namen: „Wachholder, Quickholder, Weckhalter...“ usw. Von Machandel wird auch in alten Liedern, die alte Leute noch kennen, gesungen. Sie handeln von Liebe und Leid.

Die Direktrice des Hotels, zu dem das ehemalige Gutshaus nun geworden ist, betont Machandel auf der letzten Silbe, als wäre es eine französische Bezeichnung: „Machandelle“.

■ Frieder Burkhardt



ZUR PERSON

Frieder Burkhardt,
Jg. 1943,

Theologiestudium in Leipzig, dazwischen Hilfspfleger, als junger Pfarrer in Dresden und im Erzgebirge (Schwerpunkt: „Offene Jugendarbeit“),

ab 1983 Rektor der Ausbildungsstätte für Gemeindediakonie und Sozialarbeit in Potsdam, 1992-2008 Professor für Sozialethik und -geschichte an der FH Potsdam,

verheiratet, in zweiter Ehe, 6 Kinder, 10 Enkel, dankbarer Ruheständler in Langerwisch, suchend nach der „sozialen Gestalt des Glaubens“ in der Gemeinde vor Ort.

Die Wichern-Schule Forst erzählt



Am Mittwoch, 10.5.2017 fand auf der Radsportbahn im Sportzentrum Cottbus ein integratives Spiel- und Sportfest statt. Organisiert und eingeladen hat der Regionalverband Brandenburg/Süd der AWO.

Mit Bus und Bahn wurden alle Schüler unserer Schule nach Cottbus gefahren. Dort erlebten wir einen Tag mit vielen tollen sportlichen Events wie z.B. Hand Bike Parcours fahren, Rasenhockey spielen, Ballweitwurf im Sitzen, Hüpfburg und Kletterpflanz, Torwandschießen, mobile Kugelstoßanlagen, Glücksrad und einige Geschicklichkeit- und Spaßspiele.



Den Kindern wurden die Rennräder, die auch von den Leistungssportlern benutzt wurden, zum Rundenfahren auf der Radrennbahn zur Verfügung gestellt.

Eröffnet wurde diese Veranstaltung vom Oberbürgermeister der Stadt Cottbus, Herr Holger Kelch und Herrn Ralf Paulo, Cheftrainer vom Behinderten Sportverband Brandenburg.



Am Mittwoch, den 17.05.2017 konnten die Schüler der Wichern-Schule Forst einen neuen Spieleanhänger in Empfang nehmen.

25 Sponsoren aus der Stadt Forst und dem Umland teilten sich einen Gesamtwert von ca. 4.000,- Euro, um den Schülern diesen Spieleanhänger mit Hüpfburg, Diabolo, 4-Gewinnt, Pedalo, Federball und verschiedenen Bällen zu übergeben.

Zum Dank bereiteten die Schüler der Wichern-Schule Forst ein kleines Programm mit Liedern und Tänzen vor. Herr Heinemann dankte den Sponsoren und gab den Spendern die Möglichkeit, sich vorzustellen und Ihre Motivation zur Finanzierung des Spieleanhängers bekannt zu geben. Einige waren zum ersten Mal auf diesem Gelände und sehr beeindruckt von der Arbeit in der Wichern-Schule Forst. Das schöne Wetter lockte alle ins Freie und nach einem symbolischen Startschuss wurde die Hüpfburg aufgeblasen und alle Schüler konnten sich sportlich und spielerisch bewegen.

Für Gäste, Mitarbeiter und Schüler war ein Kuchenbuffet aufgebaut, was eigens von den Klassen gestaltet wurde. Die Werkstufe hat den eigenen Holzbackofen angeheizt und leckere Brötchen gebacken.



Am 02.06.2017, um 09.30 Uhr fand ein Tauf- und Konfirmationsgottesdienst in der Bachkirche statt.

Erstmals traten Schülerinnen und Schüler der 7. Klasse des evang. Gymnasiums Cottbus im Gottesdienst auf.



Am 19 Juli 2017 um 09.30 Uhr hatten wir unseren Schuljahresabschlussgottesdienst in der Bachkirche.

Das Kinder- und Jugendfest im Kinder- und Jugenddorf Forst mit Unterstützung der angehenden Erzieher des Deutschen Erwachsenen Bildungswerk Cottbus fand am 06. Juli statt.

„Knigge“ für den respektvollen Umgang miteinander

Nachhaltig das Erbe der Inneren Mission (Diakonie) in den Samariteranstalten leben - wie könnte das gehen?

Vor 125 Jahren mietete Albert Burgdorf für seine im Pfarrhaus begonnene Arbeit am heutigen Goetheplatz Häuser, um die Arbeit seiner Lutherischen Anstalten voranzubringen. Als er sie 1911 zu einer Stiftung umwandelte, wurden wichtige Inhalte festgeschrieben, die laut Satzung nachhaltig gültig sind: „Der Zweck der Anstalten soll nach wie vor sein, Übung der Barmherzigkeit an Unmündigen und Elenden aller Art ohne Unterschied der Konfession. Ferner ist Zweck die Ausbildung von Arbeitern und Arbeiterinnen für den Barmherzigkeitsdienst und die Verbreitung christlicher Literatur.“

Doch wie sieht nun die Realität aus? Geschieht Ihre Arbeit als Mitarbeitende in den Samariteranstalten noch aus einer barmherzigen Motivation heraus? Wenn ja, fühlen Sie sich durch die Einrichtung ermutigt, diese Barmherzigkeit auch aufgrund Ihres Bekenntnisses zu leben und auch vor Kollegen dazu zu stehen bzw. Auskunft darüber zu geben? An welchen Stellen ist noch etwas von den christlich-kulturellen Wurzeln der Einrichtung zu merken, was für alle Seiten, Mitarbeitende, Klienten, Angehörige,... ersichtlich und als gut geachtet wird? Oder sollte in unserer Einrichtung, die die multi-religiöse/nicht religiöse Situation der heutigen Bundesrepublik widerspiegelt, der Glaube reine Privatsache von Mitarbeitenden und Klienten sein, und die Einrichtung ausschließlich ein professioneller Betrieb? Ich möchte Sie ermutigen, darüber (neu) ins Gespräch zu kommen, gerne auch mit mir.

Gerade in Zeiten, in denen das Klima in Gesprächen emotionaler, manche sagen: „rauer“ wird, tun wir gut daran, uns über Wurzeln und Hoffnungen, die uns als Einrichtung, aber auch als Einzelne tragen in respektvoller Weise zu verständigen. Eine Form davon spiegelt sich in unserer besonderen Seite mit den Bekenntnissen ganz unterschiedlicher Menschen aus verschiedenen Kontexten.

Auch der weltweite Ökumenische Rat der Kirchen hat weitere kirchenübergreifende Verbände eingeladen, über das gemeinsame christliche Zeugnis nachzudenken und wie es in guter Weise mit anderen geteilt werden könnte. Es ist vermutlich die weitreichendste gemeinsame Basis und Erklärung zum Thema „Mission“, verstanden als Zeugnis von der Hoffnung, die Christen in aller Welt trägt. Was glauben Christen und wie wollen sie künftig davon reden in einer multireligiösen Welt – das ist das Thema des dreiseitigen Papiers. Im Ganzen zu finden ist es unter folgender Internetadresse: http://www.missionrespekt.de/fix/files/Material-Dokument-S_6-4.pdf.

Das Dokument ist eine Art „Knigge“ für den respektvollen, solidarischen Umgang miteinander, der unserer Welt im Kleinen wie im Großen besser anstünde, als die gegenwärtigen Polarisierungen in Worten und Taten. Die Autoren ermutigen dazu, sowohl in Gemeinden als auch in diakonischen und caritativen Einrichtungen diese Prinzipien zu diskutieren.

Ich zähle die 12 Prinzipien hier nur kurz auf: 1. Handeln in Gottes Liebe. 2. Jesus Christus nachahmen. 3. Christliche Tugenden. 4. Taten des Dienens und der Gerechtigkeit. 5. Verantwortungsvoller Umgang mit Heilungsdiensten. 6. Ablehnung von Gewalt. 7. Religions- und Glaubensfreiheit. 8. Gegenseitiger Respekt und Solidarität. 9. Respekt für alle Menschen. 10. Kein falsches Zeugnis geben. 11. Persönliche Ernsthaftigkeit sicherstellen. 12. Aufbau interreligiöser Beziehungen.

Ich lade dazu ein, dieses überschaubare Dokument genauer zur Kenntnis zu nehmen und bin gern zu Gesprächen bereit, wie Sie darüber denken und welche Erfahrungen Sie damit machen.

■ Christina Kampf

So bunt ist unser Glaube

Auf dem Tisch liegt ein Kalender. Eine freundlich mich ansehende Buddhistin zielt das große Foto für den Monat Juli. Ich nehme den Kalender näher in Augenschein. Jeden Monat andere Menschen: Katholische Christen, Muslime, Bahá'í, Evangelische Christen, Juden, Aleviten, Orthodoxe Christen. Eine Bemerkung bei der letzten Redaktionskonferenz der „Unterwegs“ geht mir durch den Kopf. „Wenn wir jetzt heutige Glaubensbekenntnisse veröffentlichen, dürfen wir dann auch z.B. die Muslime in den Samariteranstalten ansprechen?“

Der Kalender ist der „Interreligiöse Kalender für das Land Brandenburg“. Für jeden Monat ein Bild, ein kleiner Bekenntnissatz, eine Zeile Biographie. Den Kalender nutzt Herr Schreiter, der Religionspädagoge der Burgdorf-Schule, für den täglichen Religionsunterricht in der Kirche. In dem kleinen Vorraum zu der Samariterkirche – bei anderen Kirchen sagen die Leute wohl „Sakristei“ – bewahrt er sein Unterrichtsmaterial auf. So fällt mir am Sonntag dieser Kalender auf.

Ich bin gespannt, wie unsere kleine Serie mit Glaubensbekenntnissen (siehe rechte Seite) weiter gehen wird.

■ Paul-Gerhardt Voget

Glaubensbekenntnis heute

Daniel Klappenbach: geboren 1961, von Beruf Dipl. Designer und seit 2007 in Werkstätten für behinderte Menschen tätig. Sein Glaubensbekenntnis (rechts) ist im Park Sanssouci, auf der Insel im Maschinenteich entstanden.

Mein Credo (Marlies Burkhardt) siehe Unterwegs 01/2017

Ich glaube an Gott als einen Willen,
dem die Gesetze des Kosmos
sowie das Leben auf der Erde entspringen.

Und an Jesus Christus,
als die menschliche Gestalt Gottes.
Das irdische Leben Jesu,
seine Haltung, mit der er seinen Nächsten begegnete,
ist für mich maßgebend.
Im Tod Jesu am Kreuz erkenne ich die Verwundbarkeit Gottes,
zu der menschliches, polarisierendes Denken und Handeln führen.
In der Auferstehung Christi wird das Entweder-Oder überwunden,
Christus kommt an kein Ende.
Ich glaube an Christus als einen heilenden Geist,
der mir im Fernsten meinen Nächsten offenbar werden lässt.
An diesem Christusgeist scheidet sich die Menschheit.

Ich glaube, dass wir Menschen eine Verantwortung tragen:
für die Bewahrung und den Schutz des Lebens um uns herum,
für die Überwindung alles Niederträchtigen
und dafür, dass in der liebevollen Begegnung zwischen Menschen
– überall wo sie geschieht –
etwas vom heilenden Geist des Christus spürbar wird.

Mein Glaubensbekenntnis (Daniel Klappenbach)

Ich glaube an Gott,
den Schöpfer von allem, was geschaffen ist,
der Quelle des Lebens,
die Hoffnung auf Erlösung.

Ich glaube an Jesus Christus,
den von Maria geborenen, aus Gottes Liebe gesandten Sohn,
der Kinder segnete und Menschen bewegte,
der Leben heilte und Grenzen überwand.
Er hat gelitten, wurde gekreuzigt,
durch seinen Tod und Auferstehung hat Gott die Macht des Bösen gebrochen
und uns zur Nächstenliebe befreit.

Ich glaube, dass er unter uns gegenwärtig ist
und uns auf seinen Weg ruft.

Ich glaube an den in uns wirkenden Geist Gottes,
der uns Hoffnung schenkt und Kraft zur Versöhnung gibt.

Ich glaube an die Gemeinschaft der Glaubenden,
die uns zu Brüdern und Schwestern macht,
in der Erwartung auf Gottes Reich.

Amen

„Rasant, schonungslos, zugespitzt – und befreiend.“

So beschreibt der „Blickpunkt“ (Ausgabe 23/2017) das Theaterstück „Gewinner?!“ der Bürgerbühne am Frankfurter Kleistforum. Über seine Zusammenarbeit mit Menschen mit Behinderung sprachen wir mit dem Regisseur

Nachhaltigkeit als Titelthema dieser „Unterwegs“ fordert zunächst dazu auf, sich mit der Begrifflichkeit auseinanderzusetzen, ihn in Kontext zu bringen mit dem Artikel, den die Autoren für diese Ausgabe geplant haben. Es gibt verschiedene Begriffsdefinitionen, wirtschaftliche, wissenschaftliche, politische, ökologische und unternehmerische. Und andere mehr. Wer mag, recherchiere selbst! In seiner ursprünglichen Bedeutung steht Nachhaltigkeit für „eine längere Zeit anhaltende Wirkung“.

Nachhaltig ist also etwas, was noch lange Zeit andauern, bestehen, nachwirken kann, nachdem es in Bewegung gesetzt wurde. Und das passt wirklich wunderbar als Beschreibung für ein ganz besonderes Theaterprojekt. „Gewinner?!“ heißt es, startete im September des vergangenen Jahres und fand im Rahmen des Unithea-Festivals am 11. Juni seinen krönenden Abschluss.

Hannes Langer (23) ist Regisseur des Stückes an der Bürgerbühne im Frankfurter Kleistforum. Der gebürtige Frankfurter studierte an der Fachhochschule Potsdam „Soziale Arbeit“ und seit Oktober 2016 Theaterwissenschaft an der Freien Universität (FU) Berlin. Während der mehrmonatigen Proben und nach der letzten Vorstellung hatten wir Gelegenheit, mit ihm zu reden.

Hannes, du steckst jetzt mitten in den Proben für das Stück „Gewinner?!“ der Bürgerbühne. Was ist eigentlich die Bürgerbühne genau?

Wir bezeichnen die „Bürgerbühne“ gern als Theater von Menschen aus Frankfurt für Menschen aus Frankfurt. In unseren

Projekten zeigen wir Geschichten aus dem Leben von Menschen aus unserer Stadt, die sonst unerzählt bleiben würden. Es sind wirkliche Geschichten, die von den Menschen auf der Bühne gespielt werden, die diese Geschichten selbst erlebt haben. Und noch erleben! Unser Stück mit Kriegsflüchtlingen zum Beispiel wurde aufgeführt, als in ihren Ländern noch der Krieg tobte und Menschen starben.

„Gewinner?!“ ist ein gemeinsames Projekt von Frankfurter Sportstudenten und Klienten der aufwind gGmbH. Wie kam es zu dieser Idee?

Mit der Mitarbeiterin von aufwind Silke Nierhoff habe ich mich darüber unterhalten, welche Gruppen von Menschen zu-

sammen auf der Bühne spielen könnten. Wir hatten dann die Idee, Sportstudenten und Menschen mit Behinderung zusammen zu bringen. Die einen kämpfen um Siege im Wettkampf und trainieren jeden Tag hart dafür. Die anderen kämpfen auch jeden Tag auf ihre Art um viele kleine Siege im Alltag. Das fanden wir spannend.

Wie erlebst du die Menschen mit Behinderung bei den Proben? Sie lernen ja viel von dir. Lernst du auch etwas von ihnen? Alle „Schauspieler“ von aufwind, also Rene Tietz, Michaela Bandermann, Jörg Kulke, Pia Glinke und Annika Kramm, sind voll bei der Sache. Und stolz auf das, was wir zusammen leisten. Ich erlebe starke Menschen, die selbstbewusst



Regisseur Hannes Langer bei den Proben mit den Darstellern



Die Premierenvorstellung am 16. Mai war ein toller Erfolg



mit ihrer Behinderung umgehen. Sie kämpfen leidenschaftlich im Alltag. Oft mit einer bewundernswerten Leichtigkeit und auch mit viel Humor. Das beeindruckt mich tief. Und mir wird mehr als zuvor bewusst, wie schnell zum Beispiel ein Unfall oder ein anderer Schicksalsschlag das Leben verändern kann. Das sollten wir alle nie vergessen.

Mit welchen Gefühlen denkst du an die Premiere am 16. Mai im Kleistforum?

Natürlich spüre ich wie alle Beteiligten eine große Vorfriede. Ich hoffe, dass alles klappt. Ich spüre, dass sich meine Energie und meine Zuversicht auf die Darsteller überträgt. Das muss auch so sein! Wir alle brennen dafür. Der Premiere ordnet sich im Moment alles unter.

Sind nach der Premiere noch weitere Vorstellungen geplant?

Ja, wir werden im Mai insgesamt sechs Vorstellungen spielen, vier am Abend und zwei am Nachmittag vor Frankfurter Schülern. Eine besondere Ehre und zugleich Herausforderung ist die Einladung zum Theater-Festival „Unithea“. Wir sind mit unserem Stück sogar der große Abschlussakt des Festivals am 11. Juni im Kleistforum.

Was kannst du zum geplanten Dokumentarfilm sagen?

Die Filmarbeiten sind bereits im Gange. Studenten der Viadrina begleiten mit ihren Kameras das Projekt. Sie sind bei den Proben dabei und porträtieren einige Darsteller. Nach unserer Vorstellung beim Festival „Unithea“ wird der Film vor dem gesamten Publikum auf großer Leinwand uraufgeführt. Das ist etwas sehr Besonderes.

Wie geht es mit der Bürgerbühne weiter? An welchen Projekten arbeitest du gerade noch und was ist für die nächste Zeit geplant?

Die nächste Premiere ist am 30. Juni, das Stück beschäftigt sich mit dem Thema „Überleben“. Im September kommt dann ein Stück über die Abwicklung des Halbleiterwerkes zur Aufführung, auch mit Darstellern, die direkt davon betroffen sind. Im Mai 2018 wird es ein gemeinsames Projekt mit Heimkindern und Sozialarbeitern geben. Und im Rahmen des Formates „Bürgerbühne extra“ soll nächstes Jahr ein Film über die Arbeit eines Frankfurter Jugendclubs entstehen.

Ca. 500 Zuschauer sahen die Vorstellungen in der Studiobühne des Kleistforums. Die Teilnahme am Theater-Festival „Unithea“ war ein großer Erfolg, es gab sogar standing ovations. Und dazu eine sehr beeindruckende Filmvorführung des Dokumentarfilmes „Auf dem Weg zum Gewinner“. 6 Wochen später baten wir Hannes Langer um sein Fazit:

Hannes, im „Blickpunkt“ war zu lesen: „Es ist der Prozess des Machens, des Entäußerns, der die Menschen auf der Bühne auch zu sich selbst kommen lässt. Ihre wirklichen Stärken nicht nur für die anderen sichtbar macht... Das ist großartig gelungen.“ Wenn du jetzt mit dem Abstand von mehreren Wochen zurückblickst: Was wirkt bei dir ganz persönlich nach?

„Gewinner?!“ war eine sehr bereichernde Erfahrung für mich als Regisseur und für die Dramaturgin Katja Münster. Wir hatten belebende Kontakte, von denen wir auch persönlich viel mitnehmen konnten. Und wir sind stolz darauf, Menschen-

gruppen zusammengeführt zu haben, die im Alltag keinerlei Berührungspunkte haben. Es ist ein nachhaltig gutes Zeichen, wie sich alle den hohen Herausforderungen gestellt und durch die Arbeit ihre Horizonte erweitert haben. Gemeinsam etwas Besonderes geschaffen zu haben – das ist das, was bleibt!

■ Mit dem Regisseur Hannes Langer sprachen Andreas Dittkrist und Pia Glinke

INFORMATION

Die aufwind gGmbH – eine Initiative der Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree und des Wichern Diakonie Frankfurt (Oder) e.V.

Die aufwind gGmbH bietet Leistungen im Bereich „Wohnen mit Assistenz“ an. Die Assistenzleistungen richten sich an erwachsene Menschen mit geistiger und/oder seelischer Beeinträchtigung. Klienten werden in ihrer selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Lebensführung im eigenen Wohn- und Lebensumfeld unterstützt. Aktuell begleiten 26 Mitarbeitende im Rahmen der Eingliederungshilfe und 5 Ehrenamtliche im Rahmen der Zusätzlichen Betreuungsleistungen 140 Klienten an den 2 Standorten Fürstenwalde/Spree und Frankfurt (Oder).

Der „Treffpunkt Domgasse“ in Fürstenwalde öffnet zum Feierabendcafé am Mittwoch von 15.00 bis 18.00 Uhr.

Geschäftsführerin: Diane Krüger
Luisenstraße 21-24
15230 Frankfurt (Oder)
Telefon: 0335 - 55 56 729
Fax: 0335 - 55 56 760
Mobil: 0170 - 57 27 162
E-Mail: d.krueger@aufwind-assistenz.de
Internet: www.aufwind-assistenz.de

... Thomas Gessing und Stephan Spohn

Herr Gessing ist Mitarbeiter im Bereich Technik /Wirtschaft und ist Leiter des Fuhrparks. Herr Spohn ist Leiter der Zentral-Küche.

Herr Gessing, Sie verantworten den Fuhrpark

G.: und die Schließanlage!

... und die Schließanlage. Sie sind ja noch nicht so sehr lange in den Samariteranstalten.

G.: Vor 2 Jahren und 2 Monaten habe ich die Verantwortung von Herrn Schreiter übernommen. Davor war ich zwanzig Jahre in der Automobilindustrie, bei VW und Audi beschäftigt und vier Jahre in einer Montagefirma. Ich bin wirklich durch einen Zufall, durch reinen Zufall hier her gekommen. Es war eine Ausschreibung für Fuhrpark und Schließanlage in der MOZ. Ich wohne ja schon eine Ewigkeit in Fürstenwalde und die Samariteranstalten sind ein großes und bekanntes Unternehmen unserer Stadt. Darin sah ich meine neue Herausforderung. Das sieht man ja auch immer, wenn man die August-Bebel-Straße entlang fährt. Aber, wenn man dann hier rein kommt – also das hat mich schon beeindruckt! Da steckte ja weit mehr dahinter, als man sich vorstellte. Ich habe eigentlich mit einem lachenden und einem weinenden Auge gewechselt. Aber ich bin ja ein bisschen in der Automobilindustrie geblieben. Wobei: die Leute halten einen hier schon auf Trab und heute kann ich sagen „Alles richtig gemacht“!

Herr Spohn, Sie rühren ja schon einige Jahre mehr in den Töpfen der Samariter. Und Ihr Weg hierher war auch etwas anders, wenn ich mich recht erinnere.

Sp.: Ich war bei dem Dienstleister Oppitz, bin quasi als Küchenberater in die Einrichtung gekommen. Ich sollte die Verbesserung der Kommunikation zwischen Wohnbereichen und Küche, auch die Abläufe beraten. Das habe ich so zwei, drei, vier Wochen gemacht. Und als

ich beraten habe, war da eigentlich die Idee schnell auf dem Tisch, denn ich bin ja hauptberuflich Küchenleiter – und jetzt seit acht Jahren und sieben Monaten bin ich das hier! Allerdings: Diese Vielseitigkeit nimmt auch der Berater nicht so wahr; das hatte ich so nicht auf dem Schirm: Die Krabbel-Kinder aus der Kita, das besondere am Christoffelhaus, oder Bethesda und das Katharina von Bora-Haus. Das ist schon eine enorme Herausforderung für eine Küche.

Ich habe Sie zusammen eingeladen, weil Sie in Ihrer Verantwortung für Fuhrpark und Küche ganz sicher etwas zu Nachhaltigkeit zu sagen haben.

G.: Nachhaltigkeit beginnt für mich im Bewusstsein. Bewegung ist im Fuhrpark angesiedelt. Ich meine, ich kann natürlich Fahrrad fahren statt Auto oder E-Auto statt Touareg. Nur darf auch nicht übersehen werden: Nachhaltigkeit muss auch zum Bedarf passen, wirtschaftlich für den Verbraucher sein. Und die Entwicklungen zeigen ja, das dieses Bewusstsein seit den 1990iger Jahren ernst genommen wird, indem z.B. auf Lösungsmittel in Fahrzeuglacken verzichtet wird, Motoren effizienter und sparsamer wurden, moderne Verbundstoffe zum Einsatz kommen. Andererseits ist es sicher auch nicht richtig, dass man sich von der Wirtschaft, den Lobbyisten täuschen lässt. Da geht es der Politik manchmal zu langsam und der Wirtschaft manchmal zu schnell. Ein Manager von Audi hat einmal gesagt: „Audi soll grün und sauber sein, aber nicht pleite.“ Die Wirtschaft reagiert auf den Verbraucher. Das zeigt doch auch der Dieselskandal. Die Nachfrage am Markt bestimmt die Nachhaltigkeit. Und da bestimmt jeder kleine Mensch mit.

Sp.: Für mich ist das komplett anders. Es ist eigentlich ein ganz trauriges Thema.

Wir haben einfach nicht die finanziellen Mittel, um nachhaltig Lebensmittel einkaufen zu können. Bei Wasser und Strom machen wir ja alles, mit neuen, energiesparenden Maschinen und immer wieder durchdachten Abläufen. Aber das Hauptthema ist der Einkauf. Und da ist nachhaltiger Einkauf einfach zu teuer. Natürlich könnte man vieles anders machen, etwa regional einkaufen. Aber zum einen ist das zu teuer und zum anderen bin ich durch die Bürokratie daran gebunden, bei zertifizierten Betrieben einzukaufen.

Zum Beispiel?

Sp.: Hier in der Region, sozusagen gleich um die Ecke ist die Gärtnerei B. Die haben ein Super Gemüse und die Erdbeeren, die sind der Knaller. Aber die sind nicht zertifiziert, also darf ich da nicht einkaufen. Das ist echt ein trauriges Thema!

G.: Dabei ist die Vielzahl der Zertifikate zu undurchsichtig. Das ein Zertifikat drauf ist, hilft dem Kunden zum Thema Nachhaltigkeit nicht wirklich.

Sp.: Hier die Milchpackung zum Beispiel. Da steht ein Siegel mit dem Satz: „Diese Milch ist ohne Gentechnik“. Was heißt das? Ist das Futter vielleicht gentechnisch manipuliert? Und dann freut sich der Kunde über ein solches Siegel. Aber warum?

G.: Die Zertifikate oder Gütesiegel sollen ja eigentlich etwas Gutes aussagen. Aber hier auf der Milchpackung sind schon vier Siegel drauf. Also sehr viel Text und Bildchen mit wenig Aussage. Wenn man den Bogen weiter spannt, etwa daran denkt, dass Regenwälder abgeholzt werden, weil Computerchips für Navigations- und Fahrer-Assistenz-Systeme sog. „Seltene Erden“ benötigen –

da wird das Thema doch ganz und gar unübersichtlich. Und schließlich will ja keiner auf irgendetwas verzichten.

Jetzt drehen wir gerade ein ganz großes Rad. Da wird mir vom Zuhören schon fast schwindelig. Herr Spohn, Sie haben gerade von der nachhaltigen Technik gesprochen. Ist die Küche da auf dem neuesten Stand, sozusagen „up to date“?

Sp.: Wir haben da viel gemacht und sparen ständig weiter mit neuen Investitionen. Wir erneuern Geräte und sind da immer ziemlich vorne dran. Wir vermeiden Stromspitzen, in dem wir Geräte zu unterschiedlichen Zeiten einsetzen. Wir haben die Eingänge zu den Kühlräumen mit Lamellen versehen, um Temperaturschwankungen beim Rein- und Rausgehen zu vermeiden; die Tellerwärmer sind mit Zeitschaltuhr ausgestattet, um unnötige Energie zu vermeiden. Oder bei der Reinigung der Kochkessel, der große Kessel benötigt 250 – 300 Liter Wasser. Neuerdings weichen wir nicht mehr mit Wasser ein, sondern verwenden neue Reinigungsmittel, das braucht zwar mehr Zeit, aber weniger Wasser. Die verwendeten Mittel sind – steht jedenfalls drauf – biologisch abbaubar. Klar, wir müssen unsere Abläufe umstellen, arbeiten jedoch nachhaltiger.

Herr Gessing, wohin steuert denn unser Fuhrpark?

G.: Wir haben ja jetzt den ersten kompletten E-PKW, unsere eigene Elektrotankstelle ist betriebsbereit. Das passt optimal in das Fuhrparkkonzept, weil wir sehr viel Kurzstrecke fahren. Natürlich müssen die Fahrzeuge zu unseren Nutzungsansprüchen passen. Was natürlich das Große Ganze betrifft: USA und G7 haben sich ja gerade wieder vieles offen gelassen und der Klimawandel wurde sogar in Frage gestellt. Und wenn der Kopf nicht will, was soll der Kleine Mann dann machen? Im Übrigen muss der Strom für die Elektromobilität natürlich auch erzeugt werden und das auch möglichst Grün. Noch ist der Öko-Strom zu teuer und es gibt ja keine wirklich befriedigende europaweite Ladeinfrastruktur. Aber klar ist: Der Weg muss raus aus den fossilen Brennstoffen führen, hin zu erneuerbaren Energien und gesunden Recycling! Und hier stehen Politik und Wirtschaft in einer Wechselwirkung. Aber die Richtung stimmt. Der Ruhrpott hat doch gezeigt, dass Arbeitsplätze nicht wirklich verloren gehen. Nimmt man nur

einmal die ganzen neuen Assistenzsysteme und Multimedia Systeme in den Fahrzeugen – auch da gibt es doch heute Arbeitsplätze, an die früher nicht zu denken war. z.B. Akku statt Auspuff.

Herr Gessing hat anfangs vom Bewusstsein gesprochen. Hat das auch etwas mit Kundenwünschen zu tun?

Sp.: Die Leute lernen heute mehr kennen. Die jungen Schülerinnen und Schüler der Burgdorf-Schule etwa, die kennen mehr und wollen mehr! Ich bin sicher: Die Standards werden sich ändern. Und hier und da wird das schwierig werden. Etwa wenn Leute das wollen, was sie immer gewollt haben, aber andere anderes wollen. Die landläufige brandenburger Gastronomie ist doch dann gut, wenn sie günstig ist und viel bietet und auf jeden Fall mit Fleisch. Wenn ich auf dem Samariterfest einen vegetarischen Burger anbiete, sagen die Leute: „Und wo ist das Fleisch?“ Ich erkläre das und sie sagen: „Nee, das will ich nicht!“ Aber da bin ich der Don Quichote. Und mache einfach weiter. Auch wenn es gegen Windmühlen geht! Nur es bleibt schwierig zu vermitteln. Ich versuche das in den Küchenkommissionen der Bereiche. Etwa den Wochenplan: 2 x vegan, einmal Fleisch, einmal Fisch. Dann sind die Leute unzufrieden. Nachhaltig wären etwa Vollkornnudeln und Salat. Aber alle wollen das haben, wie es früher war. Dabei wäre es gerade für Menschen mit Behinderung viel gesünder, eine abwechslungsreiche Ernährung zu haben.

G: Vieles ist eben historisch gewachsen. Das selbst die kleinsten Wege mit dem Auto zurückgelegt werden. Etwa vom Zentralgelände zur Verwaltung. Dabei heißt jeder Kilometer Verschleiß, Kraftstoff, Umwelt. Dem steht die Bequemlichkeit entgegen. Auch Kommunikation. Wenn man bedenkt: Viele Autos brauchen wir für die Kernzeiten: Von 8.00 - 11.00 und von 14.00 - 16.00 Uhr. Sonst werden sie weniger gebraucht. Könnte man nicht mal miteinander telefonieren, Einkaufsfahrten absprechen? Ausnahmen sind sicher die Arztbesuche.

Ich höre heraus: Bequemlichkeit, Kommunikation und persönliches Bewusstsein des Einzelnen sind wichtige Bausteine zur Nachhaltigkeit. Haben Sie eine Vorstellung, was Sie sich hier in den Samariteranstalten dazu erträumen?

Sp.: Mein Traum ist, alles aus der Region

zu kaufen, unabhängig zu werden von den Grossisten. Gemüse, Fleisch, Geflügel, Eier, Milchprodukte – es gibt hier alles. Nichts ist weiter weg als 200 km! Es ist alles da – und wir kommen nicht ran. Und das nur, weil alle Transportwege zurück zu verfolgen sein müssen. Sagt die Bürokratie.

G.: Ein Traum von Nachhaltigkeit für den Fuhrpark? Das wäre so kompliziert wie die Quadratur des Kreises! Vielleicht bräuchten wir 15 Fahrräder, bräuchten Ärzte vor Ort, bräuchten mehr E-Mobilität. Aber dabei dürfen wir nicht vergessen: Die Bewohner stehen im Vordergrund. Das müssten wir nur Umweltverträglich kombinieren. So lautet die Herausforderung. Einerseits sparen, andererseits soll ja auch eine Lebensqualität geboten werden. Dafür sind unsere Busse wichtig, für Urlaubsfahrten und Freizeitangebote. Da sollte nun wieder nicht gespart werden.

Lebensqualität und Nachhaltigkeit – geht das auch zusammen?

G.: Ja, aber wenn zur Lebensqualität die Sitzheizung und die Klimaanlage gehören, wird es dann wieder problematisch. Mit Diensträdern für Mitarbeiter könnte man schon mal anfangen. (Scherz)

Sp.: Wenn Sie wüssten, was hier alles weggeworfen wird und wie unbedarft mitunter bestellt wird! Mitarbeiter müssten viel, viel bewusster mit Lebensmitteln umgehen. Das ist mega ärgerlich! Verantwortung wirklich ernst zu nehmen, das wäre ein echter ernsthafter Schritt zur Nachhaltigkeit!

G.: Und dazu wäre ja das eigene Bewusstsein eine ganz wichtige Voraussetzung.

Herr Gessing, Herr Spohn, Sie lassen mich nachhaltig nachdenklich zurück. Ich hoffe sehr, dass viele Ihre Worte lesen und anfangen, zu handeln! Vielen Dank für dieses Gespräch!

■ Paul-Gerhardt Voget



„Wasserpflüger“...

... starteten bei der 15. Füwa-Race am 17. Juni 2017

Die „Wasserpflüger“ zeigten sich bei dem sportlichen Event von ihrer besten Seite. Die Vorbereitungen auf die Regattateilnahme über die Distanz von 250 m verliefen mit anstrengendem Paddeln und konzentriertem Üben des Gleichtakts. Woche für Woche. Bis es soweit war. Der Regattatag, der Höhepunkt aller Drachenbootteams in Fürstenwalde/Spree. Alle waren gespannt auf den Tag.

Das Drachenbootteam „Wasserpflüger“ der BSG Pneumant fand sich pünktlich um 8:00 Uhr im Teamzelt ein. Das Team „Handicaptains & Friends“ der Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree hatten bereits am Vorabend ein Zelt gleich nebenan mit Bänken und Tischen vorbereitet. Die Betreuer der AWO Fürstenwalde kamen zur Unterstützung der Motivation und hatten Kaffee und Snacks im Gepäck.

Gegen 9:00 Uhr teilte das Trainerteam die neuen Wettkampf-Shirts aus: leuchtend blau, ohne Ärmel, vorn die BSG und Sponsoren (AWO und Samariteranstalten), hinten der neue Name mit dem Drachenlogo – ganz genauso wie wir es uns gemeinsam erdacht hatten. Die Firma „Mediahaus GmbH“ hatte innerhalb kürzester Zeit die T-Shirts angefertigt. Toll, dass das so gut geklappt hat!

Jedes Teammitglied wurde allmählich aufgeregter. Der Trainer Ralf Unger erklärte die Bootsbesetzung und wiederholte den geplanten Rennablauf. Alles musste ganz schnell gehen, denn unser erster Start war um 9:30 Uhr – gleich das erste Rennen des Tages. Da wir bis zur

Regatta immer noch nicht ausreichend weibliche Teammitglieder hatten, halfen uns andere Funteams über den gesamten Regattatag aus.

Nach einer kurzen Erwärmung ging es rein ins Boot. Trotz böigem Gegenwind fuhren wir Bestzeit, sogar unsere beste Zeit des Tages (Zeit 01:29,919) – 10 Sekunden schneller als im vergangenen Jahr. Das Training hat sich also gelohnt!

26 Teams gingen mit uns in drei Leistungskategorien über je 4 Läufe an den Start. Also auch wir starteten in drei Vorläufen und einem Finallauf. Die tolle Zeit des ersten Rennens schafften wir zwar nicht mehr zu toppen, aber das war auch nicht unser Anliegen. Wir wollten einen schönen Tag mit allen anderen Drachenbootteams aus Fürstenwalde erleben.

Um 20 Uhr folgte die Siegerehrung, an der fast alle Teams die Pokalunikate (gefertigt von den Christophorus-Werkstätten der Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree) in Empfang nehmen konnten. Bei der Siegerehrung nahmen wir stolz unsere Urkunde, aber auch die rote Laterne entgegen. Ein bisschen Wehmut war dabei, denn die verbesserte Leistung zum Vorjahr reichte nicht aus, um ein anderes Team hinter uns zu lassen. Was soll's! Wir bleiben dran, denn unser Training kann ja jetzt ganzjährig stattfinden. Zum krönenden Abschluss genossen wir eine fantastische Party mit Lasershow.

Wir danken allen Sponsoren und Helfern für diesen gelungenen Tag!

■ Simone Steffen

IMPRESSUM

„Unterwegs“

Die Zeitschrift der Samariteranstalten

Herausgeber:

Samariteranstalten
August-Bebel-Str. 1-4
15177 Fürstenwalde

Geschäftsstelle:

Langewahler Straße 70
15177 Fürstenwalde

Redaktionskreis:

Paul-Gerhardt Voget, Mario Stein,
Petra Kruschinski, Reinhard Weiß,
Anja Röhl, Matthias Luban, Heike Bley,
Anke Lüth, Frank-Michael Würdisch,
Christina Kampf, Gerd Gesche,
Redaktionskreis „mittendrin“ –
Bewohner der Samariteranstalten

Layout: Petra Kruschinski

Tel.: 03361 / 567-198
p.kruschinski@samariteranstalten.de

Druck: Druckerei Oehme

Material: eural ecopro

Spendenkonto:

- Sparkasse Oder-Spree
IBAN: DE 96 1705 5050
3010 1349 66
BIC: WELADED1LOS
- KD-Bank eG
Die Bank für Kirche und Diakonie
IBAN: DE 73 3506 0190
1550 1130 11
BIC: GENODED1DKD